C. F. Aichinger (1717—1782)

Zur Regionalgeschichte der deutschen Sprachwissenschaft

Von Erich Poppe

1. Der Sulzbacher Pfarrer und Pädagoge Carl Friedrich Aichinger, Verfasser von sprachwissenschaftlichen und theologischen Werken, wird in den Übersichtswerken zur Wissenschaftsgeschichte der Oberpfalz nicht genannt ¹. Dies verwundert umso mehr, als seinem sprachwissenschaftlichen Hauptwerk, dem *Versuch einer teutschen Sprachlehre* (1753/54), von M. H. Jellinek in dessen autoritativer Geschichte der deutschen Grammatikschreibung besondere Qualität zugesprochen wird:

"Aichingers Sprachlehre ist die bedeutendste Leistung unseres Zeitraums [1748—1781...] seine Grammatik ist ganz im Gegensatz zu der Gottschedschen durchaus solid gearbeitet und zeigt, daß ihr Verfasser Fachmann war. Aichinger erkennt die Unrichtigkeit vieler traditioneller Definitionen und bemüht sich nicht ohne Erfolg um scharfe Erfassung der grammatischen Begriffe. [...] Namentlich die Syntax bringt viele neue Beobachtungen; ihr kamen die Erfahrungen zugute, die der alte Schulmann im Lateinunterricht gemacht hatte und durch die sein Auge für die Eigentümlichkeiten des Deutschen geschärft worden war." ²

Die Begründung, daß Aichinger in der Wissenschaftsgeschichtsschreibung nicht nur der Oberpfalz fast völlig in Vergessenheit geriet, ist sicherlich auch in der Tatsache zu suchen, daß sein wichtigstes Werk, der Versuch einer teutschen Sprachlehre, zu jener Entwicklungslinie der Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts gehört, die durch spätere Entwicklungen innerhalb dieser Wissenschaft verdrängt und abgewertet worden ist. Wie andere zumeist auch vergessene Autoren (wenn sie nicht wie Gottsched auch in anderen Bereichen Bedeutung erlangten) hatte sich Aichinger hier die Beschreibung und Normierung des zeitgenössischen Deutsch zum Ziel gesetzt. Seine Interessen waren also keine sprachhistorischen oder sprachphilosophischen, was allgemein als die zentralen Bereiche der sprachwissenschaftlichen Tätigkeiten des 18. Jahrhunderts angenommen wird ³. Auf der Ebene der aktuellen Diskussion waren jedoch im 18. Jahrhundert als der Zeit der Konsolidierung einer schriftsprachlichen, überregionalen Norm des Hochdeutschen Unter-

- ¹ J. Schmitt, Oberpfälzer Kulturtafel, 1960; G. Hartl, Wissenschaftliches Leben in Regensburg und in der Oberpfalz während der Barockzeit von 1650 bis 1750, masch., Regensburg 1966.
- ² M. H. Jellinek, Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung, 2 Bd. (1913/1914) hier 1. Bd., 250.
- ³ Vgl. z. B. R. H. Robins, A Short History of Linguistics, (21979) 149 f.; H. Arens, Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart (21969) 134.



nehmungen wie dasjenige Aichingers von zentraler Wichtigkeit 4, davon zeugt auch die Vielzahl ähnlich orientierter, deskriptiv-normativer Grammatiken, die zu dieser Zeit veröffentlicht wurden. Die Bedeutung dieser Zielsetzung für ihre Zeit hat sicherlich deshalb nicht die gebührende wissenschaftsgeschichtliche Würdigung erfahren, weil sich im 19. Jahrhundert das lenkende Interesse in der Sprachwissenschaft grundlegend veränderte durch die epochale Entdeckung der Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen und, damit zusammenhängend, die Entwicklung und Differenzierung der historisch-vergleichenden Methode der Sprachwissenschaft. Der inhaltliche Schwerpunkt der Sprachwissenschaft verlagerte sich von einer Beschreibung und Normierung des zeitgenössisch-vorfindbaren Sprachmaterials auf einen historisch-orientierten Vergleich verschiedener Sprachen und Sprachstufen. Dies führte auch zu einer spezifischen Interpretation der Sprachwissenschaft vor dem 19. Jahrhundert: die Autoren der historischvergleichenden Schule selbst verstanden sich zu Recht als Initiatoren einer neuen Betrachtungsweise innerhalb der Sprachwissenschaft und sahen in früheren Werken unzulängliche Versuche, das Wesen der Sprache zu erfassen 5. In der späteren Wissenschaftsgeschichtsschreibung wurden dann primär jene Ansätze der früheren Zeiten berücksichtigt, die als Vorbereitung auf die historisch-vergleichende Methode interpretiert werden konnten. Dies ist eine Tendenz in der Historiographie der Sprachwissenschaft, die bis heute nachzuweisen ist. Eine andere, bis heute fast ebenso oft vertretene, aber ähnlich vereinfachende Auffassung ist die, das 18. Jahrhundert nur unter dem Gesichtspunkt seiner sprachphilosophischen Interessen zu sehen. Wenn Sprachgeschichte und Sprachphilosophie in dieser Zeit auch unbestritten eine wichtige Rolle spielen, so dürfen die anderen sprachwissenschaftlichen Tätigkeitsbereiche diesen in ihrer Bedeutung nicht untergeordnet werden. Erst in den letzten Jahren ist in der Sprachwissenschaft als Folge des neu erwachten Interesses an der Geschichte des eigenen Faches die Forderung nach einer genaueren Aufarbeitung der sprachwissenschaftlichen Quellen in ihrer ganzen Breite erhoben worden.

Im folgenden soll ein Überblick über Aichingers Leben und seine Werke gegeben werden, wobei im Vordergrund der Nachweis seiner engen Verbundenheit mit seiner heimatlichen Region, der Oberpfalz, stehen wird. Gerade an seinen sprachwissenschaftlichen Schriften läßt sich zeigen, in welchem Umfang er aus seiner Umgebung Anregungen hierzu empfing und wie er durch die zeitgenössische sprachpolitische Situation Deutschlands und die besondere Stellung Süddeutschlands geprägt wurde. Eine leitende Fragestellung bei der Analyse seiner Werke wird darüber hinaus die nach der Berücksichtigung, Verarbeitung und Bewertung regionaler Sprachformen, speziell solcher der oberdeutschen Mundarten sein.

2. Über das Leben Aichingers ist nur wenig bekannt: Er wurde am 31. März 1717 in Vohenstrauß als Sohn eines Weißgerbers geboren. Ersten Unterricht erhielt er von dem dortigen Pfarrer, danach war er vier Jahre als Gymnasiast in Regensburg am Gymnasium poëticum, wo er im Alumneum, dem mit dem Gymnasium verbundenen Schülerheim, wohnte. Zwischen 1735 und 1738 stu-

⁴ Vgl. D. Nerius, Untersuchungen zur Herausbildung einer nationalen Norm in der deutschen Literatursprache im 18. Jahrhundert, 1967.

⁵ Vgl. z. B. Chr. F. Koch, Deutsche Grammatik nebst den Tropen und Figuren und den Grundzügen der Metrik und Poetik (41862) III f.

dierte er an der Universität Sulzbach. 1741 legte er in Sulzbach eine Prüfung in den zu dieser Zeit üblichen zehn Fächern ab: Theologie, Rhetorik, Logik, Hebräisch, Griechisch, Lateinisch, Geometrie, Arithmetik, Geschichte und Geographie.

Sulzbach blieb dann das Zentrum seiner weiteren Tätigkeit: 1741 übernahm er das Rektorat der dortigen Lateinschule, das er bis 1750 innehatte. Von 1750 bis 1777 war er Stadtprediger (= 2. Pfarrer), von 1777 bis zu seinem Tod am 13. Dezember 1782 Inspektor der evangelischen Kirchen im Sulzbacher Land.

1741 hatte Aichinger geheiratet, seine Frau Anna starb 1781, von seinen fünf Kindern überlebten ihn nur zwei.

3. Aber selbst während seines Lebens in einem relativ engumgrenzten Raum kam Aichinger mit zwei für die damalige Sprachwissenschaft wichtigen Orten in Kontakt, nämlich mit Regensburg während seiner Schulzeit, was — wie zu zeigen sein wird — seine sprachwissenschaftliche Zukunft stark prägte, und mit Altdorf während seiner Studienzeit.

Uber die sprachwissenschaftlichen Interessen insbesondere am Regensburger Gymnasium poëticum zum Ende des 17. Jahrhunderts und zu Anfang des 18. Jahrhunderts, also noch während der Schulzeit Aichingers (etwa 1731—1735), schreibt Spindler:

"In der Reichsstadt [Regensburg] wurde weniger die Geschichte gepflegt, sondern, wie es den Bedürfnissen des Unterrichts am Gymnasium poeticum entsprach, die klassische Philologie. Kurze Zeit bildete Regensburg durch die Bemühungen des Stadtsyndikus Johann Ludwig Prasch, der auch als Jurist bekannt war, und des Rektors Christoph Zippelius ein Zentrum der aufblühenden deutschen Sprachwissenschaft." ⁶

Die Wirkung der Zeit am Gymnasium poëticum auf die sprachwissenschaftlichen Interessen und Auffassungen Aichingers läßt sich am deutlichsten in seinem Versuch einer teutschen Sprachlehre nachweisen, wo er verschiedene Werke erwähnt, deren Autoren dort tätig waren bzw. die dort als Unterrichtsgrundlage dienten.

Christoph Zippel (1678/79—1747) war von 1712 bis 1747 Rektor am Regensburger Gymnasium ⁷. Seine Einführung in die Periodenlehre: *Periodologia*, *i. e. Doctrina de Periodorum Structura et Ornatu* (Ratisponae 1714) wird von Aichinger im *Versuch* besonders zur Erlernung der Regeln der Interpunktion empfohlen ⁸. Die Tatsache, daß Aichinger für die Vermittlung der Interpunktionsregeln des Deutschen auf ein Werk verweist, das sich mit der Stilistik anhand des Lateinischen befaßt, ist damit zu erklären, daß nach der zeitgenössischen Lehrmeinung

⁶ M. Spindler (Hrsg.), Handbuch der bayerischen Geschichte, 2. Bd., Das alte Bayern. Der Territorialstaat vom Ausgang des 12. Jahrhunderts bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts (1966) 785 f.; vgl. auch K. Dachs, Leben und Dichtung des Johann Ludwig Prasch (1637—1690), in: Verhandlungen des historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg 98 (1957) 5—220, bes. 34.

⁷ Vgl. zu Zippel: Chr. H. Kleinstäuber, Ausführliche Geschichte der Studien-Anstalten in Regensburg 1538—1880, in: Verhandlungen des historischen Vereines von Oberpfalz und Regensburg 35 (1880) 1—152, 36 (1882) 1—142, er gibt (1882, 34) 1679 als Geburtsjahr an; K. V. Reinhardtstöttner, Des Regensburger Rektors Zippelius Bemühungen für die deutsche Sprache, in: Forschungen zur Geschichte Bayerns 7 (1899) I—III, er gibt 1678 als Geburtsjahr an.

⁸ Vgl. C. F. Aichinger, Versuch einer teutschen Sprachlehre (1972 = Nachdruck der Ausgabe 1754, mit einem Vorwort von M. Rössing-Hager, Documenta Linguistica) 101.

die Prinzipien des Periodenbaus und der Kennzeichnung der Teile einer Periode durch die Interpunktion übereinzelsprachliche Gültigkeit besitzen ⁹.

Zippel faßt Periodologie als das Teilgebiet der Rhetorik, das die angemessene Verbindung (durch Kommata, Kola und Perioden) der Worte und Sätze behandelt, die für eine überzeugende Darstellung von geordneten Gedanken notwendig ist ¹⁰

In einem Schulprogramm von 1725, De lingva patria in scholis publicis excolenda ¹¹, befaßte sich Zippel mit der Notwendigkeit, neben den klassischen Sprachen den Schülern auch Kenntnisse in ihrer Muttersprache zu vermitteln. Ob Aichinger dieses Programm gekannt hat, ist nicht bekannt, auf jeden Fall ist aber anzunehmen, daß sich Zippels Bemühungen um die deutsche Sprache auch im schulischen Unterricht praktisch niedergeschlagen haben.

In seinem Programm beklagt Zippel die Minderung des Ansehens der deutschen Sprache, weil die meisten, die sich mit fremden Sprachen beschäftigen, sie ebenso vernachlässigten wie die Schulen ¹². Er betont demgegenüber, daß es notwendig sei, Kenntnisse über die Bedeutungen deutscher Wörter und die deutsche Sprachgeschichte zu vermitteln, weil dadurch auch das Verständnis des Lateinischen gefördert würde ¹³. Er führt dann weiter aus, daß aufgrund der Bemühungen der Gelehrten um das Deutsche dieses dem Griechischen und Lateinischen gleichwertig geworden sei und gleiche Ausdrucksmöglichkeiten biete ¹⁴. Schließlich weist er darauf hin, daß die Kompetenz eines Sprechers auch in seiner Muttersprache durch Regelvermittlung und Beispiele der Beredsamkeit geschult werden müsse, woraus er die Aufgabe der Schulen ableitet, solches durch den Gebrauch der Muttersprache und Unterweisung in ihr zu leisten ¹⁵. Er spricht hier somit zwei

⁹ Vgl. Aichinger, Versuch, 100.

¹⁰ Vgl. Zippel: Periodologia, 8—15; E. Poppe: C. F. Aichingers "Versuch einer teutschen Sprachlehre". Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Grammatikschreibung im 18. Jahrhundert (1982 = Documenta Linguistica Studienreihe 1) 114—124.

¹¹ Abgedruckt bei Reinhardtstöttner: "Zippelius", I—III.

¹² Vgl. Reinhardtstöttner, Zippelius, I: "Multum tamen hoc Germanorum gloriae derogat, quod peregrinarum linguarum studiosi suam plerumque negligunt" und S. II: "Peruulgatus inprimis Germanorum scholas hic error occupauit, ut linguarum, quas eruditas appellamus, studio detentae patriam excolere religioni fere sibi ducant".

¹³ Vgl. Reinhardtstöttner, Zippelius, II: "Non minorem ex Linguae Germanicae Originum peruestigatione Scholae publicae utilitatem percipiunt, quibus Latinae Linguae studium ex Imperii Romano-Germanici conditione maxime commendatum esse debet. [... ex] Praschii, altera potissimum Dissertatione de Origine Germanica Lat. Linguae [...] satìs apparet, quantum latinae linguae studiosis solidior Germanicae linguae cognitio inseruiat."

¹⁴ Vgl. Reinhardtstöttner, Zippelius, II: "Posteaquam enim Lingua Germanica praestantissimorum uiorum [!] studio ad tantum gloriae fastigium euecta est, ut in omni litterarum ac scientiarum genere, siue soluta siue ligata oratione opus sit, aeque nitide et proprie illius, ac Graecae et Latinae uel alius cuiuscunque linguae idiomate Musae loquantur".

¹⁵ Vgl. Reinhardtstöttner, Zippelius, II: "Absurdam igitur illorum esse sententiam re ipsa demonstrant, qui suam cuique uernaculam usu quotidiano innotescere posse garriunt, ita ut praeceptis et exemplis eloquentiae minus indigeat. [...] Ita non potest non asper et inconditus esse sermo patrius; nisi creber usus eundem limet et expoliat. Ex quibus omnibus liquet, tyronum fidei suae commissorum commodis optime consulere scholas publicas, quae una cum eruditis linguis solidiorem patriae notitiam et usum, quoad eius fieri potest, iis inculant."

Ebenen einer sprachlichen Schulung an: die Ebene der Bewußtmachung von Gebrauchsregularitäten und Normen sowie die Ebene einer Schulung der Kompetenz durch regelbezogene Anwendung.

Seine programmatischen Aussagen belegen zumindest allgemein — da sich ein direkter Einfluß auf Aichinger nicht nachweisen läßt —, daß während dessen Schulzeit am Gymnasium poëticum ein aktives Interesse an der Förderung der deutschen Sprache bestand.

Einen anderen Aspekt der Sprachwissenschaft, der (vorwissenschaftlich) historisch-vergleichenden, lernte Aichinger ebenfalls in Regensburg kennen, nämlich durch Johann Konrad Wack (1671—1742), der von 1704 bis 1740 als Professor der Theologie und Moralphilosophie am Gymnasium poëticum tätig war und privatim auch orientalische Sprachen lehrte ¹⁶. Über seine Auffassungen schreibt Aichinger im *Versuch*:

"Daß aber die Begierde, aus fremden Sprachen herzuleiten, allzuweit gehe, ist eben so offenbar. Einige machen die hebräische Sprache unmittelbar zur Mutter aller andern, wie der seel. Herr Reinmann [...] oder wie H. Prof. J. C. Wack zu Regensburg. In der That bringen es diese am weitesten: ob es gleich für einen Leser genug ist, ihnen unter 10. Wörtern in einem Recht geben." ¹⁷

Aichinger bezieht sich hier auf Wacks 1713 erschienenes Buch Kurtze Anzeigung / Wie nemlich die uralte Teutsche Sprache Meistentheils Ihren Ursprung aus dem Celtisch- oder Chaldaeischen habe / Und das Beyrische vom Syrischen herkomme. Hierin behandelt Wack das Verhältnis des Deutschen zu den orientalischen Sprachen, speziell dem Hebräischen, und zu dem Griechischen und Lateinischen sowie die damit zusammenhängenden Fragen des Alters und der Herkunft des Deutschen. Seine Ausgangsannahme, die der Titel bereits andeutet, ist:

"unser / der gesamten Teutschen Mutter-Sprach [ist] älter / als die Griechisch- und Lateinische / und der allerersten [= Hebräisch] / die uns unmittelbar von GOtt gegeben / viel länger und näher verwandt / als diese beyde" /. 18

Das Deutsche sei dem Hebräischen, der ersten Sprache, urverwandt und gehöre daher zu den ältesten Sprachen überhaupt. Weitere Verbindungsglieder zwischen beiden und unmittelbare Vorfahren des Deutschen seien Dialekte des Hebräischen, das Chaldäische (= Aramäische), das er auch mit dem Keltischen gleichsetzt ¹⁹, und das Syrische, aus dem der bairische und der österreichische Dialekt entstanden sein sollen:

"Ich kehre mich aber nochmahlen zu unserm Teutschen und sage; daß es älter / als die urälteste Occidental-Sprach / nemlich das Griechische / und der übrigen insgesamt

¹⁶ Vgl. Kleinstäuber 1882, 20 f.

¹⁷ Aichinger, Versuch, 137 f.

¹⁸ Johann Conrad Wack: Kurtze Anzeigung / Wie nemlich die uralte Teutsche Sprache Meistentheils Ihren Ursprung aus dem Celtisch- oder Chaldaeischen habe / Und das Beyrische vom Syrischen herkomme (1713) 3.

¹⁹ Hier ist Wack wahrscheinlich von einer das 17. und 18. Jahrhundert kennzeichnenden These geprägt, die — ausgehend von einer schon durch antike Autoren tradierten Auffassung von den Kelten als einem Volk europäischer Ureinwohner — das Keltische als die europäische Ursprache ansetzt; vgl. hierzu allgemein: G. J. Metcalf, The Indo-European Hypothesis in the Sixteenth and Seventeenth Centuries, in: Dell Hymes (Hrsg.): Studies in the History of Linguistics (1974) 233—257.

Ursprung und Mutter ist. Dann sie ist der ersten / die uns GOtt durch Adam gegeben / erstgebohrnes Kind / nemlich Chaldäisch / oder Celtisch / so der nechste Dialect vom Ebräischen / und durch gantz Teutschland gemein ist. Biß auf die Bayern und Oesterreicher / so der Sprach nach / so wohl im Reden / als Schreiben Syrer sind." ²⁰

Das Griechische und Lateinische sind dann jünger als das Deutsche und müssen genetisch und etymologisch von diesem abgeleitet werden:

"Wann das auf die Seiten geraumet: daß wir das wahrhaffte Alterthum der Sprach weder bey Griechen noch Lateinern zusuchen / weil wir selbst älter sind / als sie beyde; so bleibt jetzt übrig / und wird zur nächsten Frag: Ob diese dann im Gegentheil sollen zu uns kommen / und ihre Stamm-Wörter bey uns suchen? Darauf wir / wann wir zuruck sehen / was schon gewiesen worden / und an das dencken / was noch zuweisen ist / die unumgängliche Antwort zu geben gemüssiget sind: Weil wir Scythen und Celten sind / so wohnen die Stam-Wörter allerdings bey uns / ob wohlen zwar nicht in ihrem Eigenthumb: Sintemahlen unsere Uhr-Eltern alle aus der Ebräischen Schul sind." ²¹

Den Hauptteil von Wacks Buch (S. 46—83, 104—213) bildet dann ein etymologisches Glossar, in dem er deutsche Wörter auf den von ihm angenommenen hebräischen, syrischen oder chaldäischen Ursprung zurückführt.

Die Skepsis, die Aichinger Wacks Vorgehen gegenüber zum Ausdruck bringt, ist sicherlich gerechtfertigt, wenn man dessen willkürliche, an Lautähnlichkeiten und Bedeutungsinterpretationen orientierte Zusammenstellungen betrachtet ²².

Von den Autoren, die Aichinger in seinem *Versuch* erwähnt, hatte sicherlich die größte Wirkung auf seine Darstellung Georg Heinrich Ursinus (1647—1707), der von 1672 bis 1707 am Gymnasium poëticum, zunächst als Lehrer, seit 1678 als Rektor tätig war ²³. Er ist der Verfasser u. a. von drei Grammatiken der klassischen Sprachen:

- 1) Grammatica Graeca ex aliis accurato ordine ac solicito quorumvis examine collecta,
- ²⁰ Wack: Anzeigung, 230. Vgl. auch S. 8 zu den Einwanderungswellen nach Europa, ihrer dialektischen Gegliedertheit und der Gleichsetzung Keltisch-Chaldäisch: "Gewiß ists / daß wir von Japhet sind / der mit seinem Vater Noah nach der Sündflut aus der Archen / und nach dessen Ableben wie die drey Brüder zu grossen Völkern wurden mit unsern Vätern in Europam gangen. Allein es ist auch das gewiß / daß wir Teutsche nicht aus einem Zug bestehen / und unsere Väter Theils zu der / Theils zur andern Zeit / Theils hier / Theils daherein kommen. Anderst hätten wir einerley Dialect, oder Redens-Arth aus Orient. So aber reden die Scythen / Schweden Gothen / Wenden und gesamte Sachsen / nachdem Chaldaeischen: die gesamte Oesterreicher aber / und absonderlich die Bayren nach dem rauhen Syrischen. [...] Der älteste Zug ist vermuthlich von den Scythen gegen Mitternacht gangen. Welche Völcker eine lange Streck Jahr die Celten genannt wurden." Zu dem angenommenen Verhältnis des Syrischen zum Bairischen vgl. auch S. 22 f.
 - ²¹ Wack: Anzeigung, 39.
- 22 Vgl. z. B. Wack: Anzeigung, 117: "Brett / asser von ७७, Parad, zertheilen / in Theile schneiden / oder klieben. Heissen also Bretter / die zerschnittene Theil eines Baums"; S. 130 f.: "Gaudi und Gedi Bojorum ist / wie dann auch das Lateinische Gaudium vom Syrischen " , Chadi, sich freuen / fröhlich erzeigen / und heist die Freud / oder der fröliche Zustand." Zu Wacks Aussagen über die Methodik von Sprachvergleichung und Etymologie vgl. S. 28—30 und 40—44. Zu einer anderen zeitgenössischen Kritik an Wack vgl. A. Egenolff, Historie der Teutschen Sprache (1978 = Nachdruck der Ausgaben 1720—1735) 1. Theil, 49 f.
 - ²³ Vgl. Kleinstäuber 1882, 33 f.

inq; sectiones & capita, & haec in quaestiones ac responsiones digesta, ad usu Gymnasii Ratisponensis Poetici

(Norimbergae 1691, 2. Aufl. 1714);

- Institutionum plenissimarum, quibus linguae latinae & praecepta vernaculâ solidè traduntur, & caussae notis additis accuratè eruuntur, vel examinantur, in usum docentium simul & discentium (Ratisponae 1701);
- 3) Institutio grammatica, quâ latinae linguae, praecepta solide ac perspicue traduntur, ex pleniore opere institutionum latinarum Georgii Henrici Ursini contracta, nonnihil mutata, usuique juventutis scholasticae, cumprimis Gymnasii Ratispon. Poetici accommodata (Ratisponae 1727).

Der zuletzt genannte Titel wurde in der 2., 3. und 4. Klasse als Grammatik für den Lateinunterricht benutzt, die beiden anderen Titel werden im Versuch von Aichinger selbst genannt 24. Obwohl hier die ausführliche lateinische Grammatik (Nr. 2) nur einmal zitiert wird, läßt sich doch zeigen, daß Aichinger auch an sehr vielen anderen Stellen durch sie entscheidende Anregungen erfahren hat, die Aufbau und Gliederung der Grammatik, Definitionen von grammatischen Termini und Kategorien sowie die Aufstellung und Formulierung von Regeln betreffen 25. Aichingers Benutzung dieser Grammatik des Lateinischen kann als ein Beispiel für eine fruchtbare Anregung durch eine Grammatik eines anderen Sprachsystems angesehen werden, denn er entwickelte Ansätze von Ursinus eigenständig für eine Übertragung auf das Deutsche weiter und übernimmt hauptsächlich übereinzelsprachlich gültige Definitionen und Methoden. Er vermeidet somit, dem Deutschen unreflektiert das Beschreibungssystem des Lateinischen unter Vernachlässigung seiner Spezifika aufzuzwingen, vermag aber so teilzuhaben an der bereits gut entwickelten Tradition der lateinischen Grammatikschreibung und von ihr zu profitieren.

Schließlich nennt Aichinger in seinem Versuch auch die Fundamenta Stili Cultioris von Johann Gottlieb Heineccius (mit Anmerkungen von Johann Matthias Gesner) ²⁶, die am Gymnasium poëticum im Lateinunterricht der 6. Klasse zu den Stilübungen gebraucht wurden ²⁷. Dieses Werk empfiehlt Aichinger im gleichen Kontext wie Zippels Periodologia und als Alternative dazu ²⁸. Während Zippel aber nur den Aufbau der Periode behandelt, faßt Heineccius seinen Objektbereich weiter, indem er den Gesamtbereich der Stilistik des Lateinischen sich zur Behandlung vornimmt ²⁹.

²⁵ Vgl. Poppe, Aichingers Versuch, 340—381.

²⁷ Vgl. Kleinstäuber 1880, 42.

²⁸ Aichinger, Versuch, 101.

²⁴ Vgl. Kleinstäuber 1880, 42; Aichinger, Versuch, 110, 198.

²⁶ 1. Auflage 1719, Auflagen mit Anmerkungen von Gesner seit 1743.

²⁹ In diesem Zusammenhang wäre noch eine Beeinflussung Aichingers durch Johann Ludwig Prasch zu erwägen, der 1685 das Direktorium im Scholarchat Regensburgs übernahm und großen Einfluß auf das wissenschaftliche Leben der Stadt hatte. In dessen kurzer, für den Unterricht gedachten Grammatik des Deutschen, Neue, Kurtzund deutliche Sprachkunst, Regensburg 1687, finden sich einige Gedankengänge, die in ähnlicher Form in Aichingers Versuch erscheinen, so bei der Problematisierung traditioneller grammatischer Termini (Prasch, 29, 50; Aichinger, 124, 135), bei der Bestimmung der Anzahl der Kasus im Deutschen (Prasch, 36; Aichinger, 128), bei der

Damit sind die Autoren und Werke genannt, die Aichinger während seiner Schulzeit in Regensburg kennenlernen konnte und die er in seinem Versuch verarbeitet hat; eine Prägung durch die sprachwissenschaftlichen Interessen der Regensburger Gelehrten ist somit sicher anzusetzen.

War das Gymnasium poëticum das protestantische Gymnasium der oberpfälzischen Region, so war Altdorf ihre protestantische Universität. Über Aichingers Lehrer hier und ihre mögliche Wirkung wissen wir nur sehr wenig: er hörte bei Johann Andreas Michael Nagel, einem "der ersten Philologen und der größten Orientalisten" 30, der seit 1736 in Altdorf tätig war, orientalische Sprachen, Hebräisch, Syrisch und Chaldäisch (= Aramäisch). Als ein Reflex dieser Beschäftigung kann vielleicht die folgende Bemerkung aus dem Versuch betrachtet werden:

"Denn der Geschlechter, so man auf die Sache siehet, sind in der Natur nur zwey: wie dann die Morgenländischen, und etliche Abendländische Sprache nur von zweyen wissen." ³¹

Schließlich ist noch auf zwei weitere Belege für Aichingers Verbindung mit dem wissenschaftlichen Leben seiner Region hinzuweisen: Aichinger war Mitglied der "Altdorfischen deutschen Gesellschaft", in deren Schriften sein Aufsatz über die Erklärung von Wörtern aus den oberdeutschen Mundarten (vgl. § 6) erschien, darüber hinaus stand er in Kontakt mit "Liebhaber[n] der Sprachen" in Nürnberg und Altdorf, wie seine Vorrede zum Versuch verdeutlicht, wo er sich bei der Diskussion von Prioritätsansprüchen gegenüber Gottsched auf das Zeugnis der "gelehrten Gönner und Freunde zu Altdorff und Nürnberg" bezieht ³².

4. Läßt sich der persönliche Kontakt Aichingers mit dem wissenschaftlichen Leben der Oberpfalz nur über Indizien und die Hinweise im *Versuch* nachweisen, weil die Quellen über sein Leben zu spärlich sind, so läßt sich durch eine Analyse seiner Schriften hingegen sehr genau zeigen, welchen großen Einfluß seine Region und ihre spezifischen Bedingungen auf ihn gehabt haben.

Schon mit seiner ersten Veröffentlichung griff Aichinger in eine Diskussion über das Ansehen der Oberpfalz ein: Sein 1750 erschienenes Gedicht "Bemühung der Oberen Pfalz, den Zorn des Herrn Prof. Gottscheds zu besänftigen" ³³ ist eine heimatstolze Antwort auf die Verurteilung der Oberpfalz, die der Leipziger Johann Christoph Gottsched unter dem Titel "Klag-Lied des Herrn Professor Gottscheds über das rauhe Pfälzer-Land in einer Abschieds-Ode" ausgesprochen hatte ³⁴. Auf die Einzelheiten der inhaltlichen Argumentation beider Autoren soll hier nicht näher eingegangen werden, wichtig ist vielmehr die allgemeine Bestimmung von Aichingers Position: Schon in diesem ersten Werk zeigt sich

Angabe eines "Superplusquamperfectums" — wie es Aichinger nennt — im Verbalparadigma (Prasch, 73; Aichinger, 294), bei der Definition der Leistung des Artikels (Prasch, 29; Aichinger, 122).

- ³⁰ J. Chr. Adelung und H. W. Rotermund, Fortsetzung und Ergänzungen zu Christian Gottlieb Jöchers allgemeinem Gelehrten-Lexico, 7 Bd. (1784—1897) 5. Bd., 349.
 - 31 Aichinger, Versuch, 126.
 - 32 Aichinger, Versuch, XIV.
 - 33 1750 anonym in zwei Auflagen ohne Ortsangabe erschienen.
- ³⁴ Vgl. hierzu und zu weiteren Reaktionen aus der Oberpfalz, E. Poppe, Gottsched und die Oberpfalz, in: Die Oberpfalz 67 (1979) 33—38.

seine Kritik an den mitteldeutschen Prioritätsansprüchen in bezug auf die kulturelle Entwicklung und an der damit verbundenen Abwertung der oberdeutschen Regionen, wie sie von Gottsched und seiner Schule vorgetragen wurden. Während diese weder eine kulturelle noch eine sprachliche Eigenständigkeit dieser Gebiete anerkennen wollten, setzt sich Aichinger für eine differenziertere Betrachtung und Bewertung ein. Was hier in einem allgemeinen, kulturpolitischen Kontext steht, wird in späteren Werken unter Betonung des sprachpolitischen Gesichtspunktes im Zusammenhang der Diskussion um die Normierung des Hochdeutschen zu einem Hauptthema. Aus Aichingers Gedicht sei hier jene Stelle zitiert, in der er u. a. sprachästhetische Kritik an den oberdeutschen Mundarten kommentiert und die Mundart der Oberpfalz mit der der Schweiz vergleicht:

"Ich [die Oberpfalz] bin gar hart und rauh, wie Du, geliebte Schweiz! Und unsre Kinder sind im Schreiben beiderseits Nicht lieblich, nicht berühmt. Mir ist es eine Freude, Daß ich doch nicht allein den scharfen Vorwurff leide; Daß Du, gelehrtes Land! mir an der Seite gehst." 35

Für den geistesgeschichtlichen Hintergrund dieser Stelle ist nicht nur die Spannung zwischen den mitteldeutschen kulturellen Prioritätsansprüchen und einem erstarkenden süddeutschen Selbstbewußtsein wichtig, sondern darüber hinaus die Tatsache, daß Gottsched gerade in den Schweizer Autoren Bodmer und Breitinger die ersten Kritiker seiner Literaturtheorie gefunden hatte ³⁶. Dies gibt Aichingers Zusammenstellung der Oberpfalz mit der Schweiz ein besonderes Gewicht.

5. Die Auseinandersetzung mit Gottsched, die in dem eben genannten Gedicht auf der ästhetischen und allgemein kulturpolitischen Ebene erfolgte, gewinnt in dem nächsten Werk Aichingers, dem *Versuch einer teutschen Sprachlehre*, eine andere Dimension, indem sie verlagert wird auf eine Diskussion spezifisch sprachwissenschaftlicher Fragestellungen von z. T. größter Aktualität und dabei zu einem durchgehenden Charakteristikum dieses Werkes wird.

Aichingers Grammatik war Ergebnis einer etwa vierzehnjährigen Beobachtung der deutschen Sprache und gleichzeitigen Materialsammlung. Entstanden zunächst aus dem Bedürfnis, den eigenen Sprachgebrauch zu kontrollieren, dann in einer zweiten Entwicklungsstufe seinen Schülern in der Lateinschule kurzgefaßt die grammatischen Regeln des Deutschen zu vermitteln, wurde sie schließlich zu einer ausführlichen, beschreibend-normativen Grammatik des Deutschen, die alle sprachlichen Teilbereiche (Orthographie, Morphologie, Syntax, darüber hinaus auch einiges zur Stilistik und Idiomatik) umfaßt und sich an alle die wendet, die ihren Sprachgebrauch in bezug auf das Hochdeutsche überprüfen und korrigieren wollen. Daß eine solche Zielsetzung durchaus mit einem gewissen allgemeinen Interesse rechnen konnte, beweist die nicht geringe Anzahl von Grammatiken ähnlicher Ausrichtung, die etwa seit den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts in Deutschland veröffentlicht wurden und die das Bemühen um eine Vereinheitlichung des Deutschen und um die Festlegung einer hochsprachlichen Norm, die die immer noch merkbaren regionalen Unterschiede auch in der geschriebenen Sprache beseitigen sollte, widerspiegeln.

35 Aichinger, Bemühung, 12.

³⁶ Vgl. hierzu z.B. A. Koberstein, Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 3. Bd., 1. Theil (⁵1872) 305 ff.

Die Frage nach der Grundlage dieser überregionalen Einheitssprache, nach ihrem Verhältnis zu den verschiedenen gesprochenen Mundarten beantworten Gottsched und Aichinger grundsätzlich anders, und die Auseinandersetzung mit diesem Fragenkomplex wird sich als ein Leitthema auch durch die späteren sprachwissenschaftlichen Schriften Aichingers ziehen. Nicht nur seine eigene wiederholte Beschäftigung beweist die Aktualität dieser Diskussion für die zeitgenössische Sprachwissenschaft des Deutschen, sondern auch der Stellenwert, der ihr dann in der Rezeption Aichingers zugesprochen wird.

So begründet Aichinger die Unterschiede zwischen seiner Grammatik und der Gottscheds wie folgt eben mit einer verschiedenen Gewichtung der mundartlichen Grundlagen:

"aber die Sache wird weisen, daß meine Abweichungen von ihm [Gottsched] allein ein kleines Buch ausgemacht hätten. Das machts, ich bin ein Pfälzer, und er schreibt als ein, ob wohl nicht gebohrner, doch eingewohnter Meißner." ³⁷

Als Antwort auf den möglichen Einwurf, eine Grammatik mit hochdeutschem Anspruch "aus der obern Pfalz" sei nicht akzeptabel, entwickelt Aichinger dann seine Vorstellung von der Natur der hochdeutschen Sprache in Abgrenzung gegen Gottscheds Thesen.

Während Gottsched das Meißnisch-Sächsische, insbesondere die Sprachform der es benutzenden Schriftsteller, zum Vorbild für das Hochdeutsche erklärt hatte ³⁸, lehnt Aichinger eine solche Anbindung des Hochdeutschen an eine Mundart ab, indem er eine Aussage Gottscheds gegen diesen selbst kehrt:

"Sonderlich schreibt er [Gottsched] in der Sprachkunst [...] das reine Hochteutsche werde in der That in keiner Provinz geredet. Hieraus fliesset klar genug, daß die Mundart eines jeden Volkes nach der überall angenommenen wahrhafftig hochteutschen Sprache beurtheilt werden müsse; daß diese allein ein eigentlich so genanntes Ansehen habe; daß aber denjenigen Mundarten, welche am wenigsten eignes und abweichendes haben, und jener allgemeinen am nächsten kommen, kein Ansehen, sondern nur ein Lob gebüre." ³⁹

Dies bedeutet: keine Mundart ist mit dem Hochdeutschen bereits identisch, da alle in gewissen Bereichen vom Hochdeutschen abweichen; andererseits sind die Mundarten selbst auch wieder unterschiedlich:

"Daß aber eine jede Provinz ihre Ausnahmen macht, einzelne Wörter in andern Geschlechtern, Beugungen, u. s. f. brauchet, anderst ausspricht, anderst zusammen setzt, ist freylich wahr." ⁴⁰

Trotz dieser regionalen Unterschiede hält Aichinger daran fest, daß "einerley Sprachlehre" durch ganz Deutschland gültig werden könne: "Denn die Haubtregeln, oder das wesentliche der Sprache wird allenthalben beobachtet" ⁴¹. Die Konstituierung des Hochdeutschen soll nun durch einen Vergleich der einzelnen Mundarten erfolgen, so daß das Hochdeutsche nach Aichingers Auffassung eine überregionale Ausgleichssprache ist. Ein Verfahren, wie dieser Vergleich stattzufinden und an welchen Kriterien er sich zu orientieren habe, wird von Aichinger

- 37 Aichinger, Versuch, XVI.
- 38 Vgl. Gottsched, Sprachkunst, 2 f. und 367 f.
- 39 Aichinger, Versuch, XVII.
- ⁴⁰ Aichinger, Versuch, XVIII f.
- ⁴¹ Aichinger, Versuch, XVIII.

nicht explizit dargelegt. Aichingers Konzept einer überregionalen Ausgleichssprache wird am deutlichsten in der Stelle, in der er unter der Voraussetzung, daß seine und Gottscheds Grammatik nur als eine "Oberpfältzische" bzw. "Meißnische" Grammatik betrachtet würden, fordert, daß weitere, an anderen deutschen Mundarten orientierte Grammatiken erstellt würden und daß dann Gottsched

"so lang lebe, daß er sie alle gegeneinander halten, und eine vollkommen allgemeine teutsche Sprachkunst heraus ziehen könne." 42

Die Auffassung von der Natur des Hochdeutschen, von seinem Verhältnis zu den einzelnen Mundarten und die Ablehnung der Gottschedschen Gleichung Hochdeutsch = Meißnisch-Sächsisch — was zumindest als eine Interpretation seiner Darstellung möglich ist — stellt Aichinger in klare Opposition nicht nur zu Gottsched selbst, sondern auch zu allen den Gruppen, die Mitteldeutschland als das geistige Zentrum Deutschlands der Zeit betrachten wollten. Hinzu kommt, daß Aichinger sich nicht nur mit Gottsched auf dieser allgemeinen, sprachpolitischen Ebene auseinandersetzt, sondern darüber hinaus im Versuch immer wieder auf dessen Sprachkunst, die er erst nach Abschluß des eigenen Manuskriptes kennengelernt hatte, sehr kritisch Bezug nimmt und sie in vielen Einzelheiten korrigiert.

Eine Rezension von Aichingers Versuch aus dem Umkreis Gottscheds ist dann auch sehr negativ. Sie befaßt sich jedoch nicht mit Aichingers Gesamtdarstellung, sondern nur mit der Vorrede, d. h. mit seiner Auseinandersetzung mit Gottsched über die sprachpolitische Frage nach der Natur des Hochdeutschen. Die Absicht des Rezensenten ist es, Gottscheds Auffassung zu rechtfertigen; als Motivation für Aichingers Kritik wird Gottscheds Oberpfalz-Gedicht genannt, das Aichinger als "ein geb. Oberpfälzer, noch nicht verdauen" habe können 48. Die inhaltliche Kritik an Gottsched wird unterschlagen. Erst etwa zwanzig Jahre nach seinem Erscheinen fand Aichingers Versuch explizite Anerkennung bei Autoren, die, wie er, Gottscheds Autorität in Frage stellten. Insbesondere in der Darstellung Nasts zeigt sich, wie Gottsched und Aichinger als Gegenpole in der zeitgenössischen Diskussion aufgefaßt werden konnten, so daß eine Stellungnahme für einen der beiden zugleich eine Ablehnung der Position des anderen beinhalten muß 44. In den Jahren zuvor hatten andere Grammatiker, hier sind besonders Hempel und Hemmer zu nennen 45, Aichingers Versuch als Anregung und Vorbild in Einzelfragen verwendet, ohne vergleichbares Gewicht auf die sprachpolitischen Implikationen zu legen; schließlich diente er auch, ironischerweise zusammen mit Gottscheds Sprachkunst, als Grundlage für eine 1774 in England erschienene Grammatik des Deutschen 46.

⁴² Aichinger, Versuch, XXIV.

⁴³ Das Neueste aus der Anmuthigen Gelehrsamkeit 4 (1754), 47—59, 58.

⁴⁵ Vgl. Chr. F. Hempel, Erleichterte Hoch-Teutsche Sprach-Lehre (1754); J. Hemmer, Deutsche Sprachlehre, 1775.

⁴⁶ J. A. Wendeborn: The Elements of German Grammar, 1774.

⁴⁴ Vgl. J. Nast, Erinnerungen an die teutsche Sprachlehrer zur bessern Einrichtung der Conjugationen und Deklinationen in unsrer Sprache, in: Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen auf das Jahr 1775, 205—219, 310—323, 371—386, 207, s. a. § 9; J. F. Heynatz, Briefe, die Deutsche Sprache betreffend, 26. Brief, 1772, 160 f.; 33. Brief, 1774, 24 und 42. Brief, 1775, 57; J. C. C. Rüdiger, Neuester Zuwachs der teutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde, 4. Stück (1785) 19.

Eine Gesamteinschätzung des Versuchs einer teutschen Sprachlehre soll hier nicht gegeben werden ⁴⁷. Als entscheidende Charakteristika, die zugleich seine Stellung in der Geschichte der Grammatikographie des Deutschen bestimmen helfen, können zusammenfassend genannt werden: Mit dem Versuch liegt eine eigenständige Arbeit vor, in der zwar vielfältige Anregungen aus unterschiedlichen geisteswissenschaftlichen Traditionen (Philosophie, Logik, Rhetorik) verarbeitet sind, die aber grundsätzlich auf eigener Beobachtung und selbständiger Analyse der deutschen Sprache beruht.

Aichingers "Lust in grammaticalischen Dingen" ⁴⁸, wie er seine Motivation in der Vorrede umschreibt, beweist sich in den vielen Detailbeobachtungen, die er in differenzierte Beschreibungen und Regelformulierungen umsetzt. Auch im theoretischen Bereich, so bei der Analyse traditioneller grammatischer Kategorien und Termini, zeigt sich in seinen verstreuten Bemerkungen eine ungewöhnliche Sensibilität für alle Fragestellungen, die mit Sprache und den Problemen ihrer Beschreibung zusammenhängen.

Das regionale Element, die gesprochene Mundart, spielt im Versuch naturgemäß nur eine untergeordnete Rolle: Aichingers Ziel ist die Beschreibung und Kodifizierung der überregional gültigen, hochdeutschen Ausgleichssprache. Auf mundartliche Eigentümlichkeiten nicht nur des Oberdeutschen weist Aichinger jedoch kontrastierend öfter hin, er macht dann aber meistens deutlich, daß solcher mundartlicher Gebrauch, bezogen auf die Norm der hochdeutschen Schriftsprache, eine Abweichung darstellt.

Im folgenden seien fünf Belege zitiert, in denen er mundartliche Besonderheiten des Oberdeutschen, z. T. unter Bezug auf die mitteldeutschen Formen Gottscheds, beschreibt:

"Herr Pr. Gottsched spricht auch: die Kragen: bey uns aber sagt man Krägen." 49

"Hier zu Lande ist ein superplusquamperfectum gebräuchlich, aber auch anderwärts nicht unbekannt. Z.B. in Habermanns Gebetern steht: was ich begehrt gehabt habe. Es ist aber nichts als das plusquamperfectum, und kommet daher, daß bey uns, wie oben gemeldet, kein imperfectum indicatiui unter gemeinen Leuten im Brauch ist, welches doch zur Formation des rechten plusquamperfecti nöthig wäre. Wer also recht reden oder schreiben will, muß jenes superplusquamperfectum vermeiden." ⁵⁰

"Du läuffst, säuffst, kömmst muß ich der Analogie wegen recht sprechen: ob gleich wir in unsern Gegenden sprechen: lauffest, sauffest, kommest." ⁵¹

"Auch hört man von bellen, er billt, boll, gebollen; von kirren, gekorren. Herr Gott-

- ⁴⁷ Vgl. hierzu Poppe, Aichingers Versuch, bes. 378—409.
- ⁴⁸ Aichinger, Versuch, XIII.
- ⁴⁹ Aichinger, Versuch, 204.
- 50 Aichinger, Versuch, 294, vgl. hier auch S. 293: "Besonder ist, daß in Bayern, einem Theil Frankens, und vermuthlich in mehrern obern Provinzen das imperfectum indicatiui, so man nach dieser Länder Mundart redet, gar nicht im Gebrauch sey: ob gleich jederman dasselbe, so es geredet oder geschrieben wird, wohl verstehet." Vgl. auch C. F. Aichinger, Anmerkungen zu den grammatikalischen Abhandlungen im Schwäbischen Magazin, beantwortet von dem Verfasser gedachter Abhandlungen, und mit kurzen Noten begleitet von Herrn Fulda, in: Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen auf das Jahr 1775, 947—951, Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen auf das Jahr 1776, 18—37, 88—103, 160—171; "Neue Anmerkungen": 627—635, 702—710, 780—792, 846—857; 1776, 631.
- 51 Aichinger, Versuch, 305 f.; vgl. auch K. Winkler, Heimatsprachkunde des Alt-bayerisch-Oberpfälzischen (1936) 34 "du laufst" für hochsprachliches "du läufst".

sched rechnet auch her gähren, glimmen, klimmen, welche bey uns der ersten Conjugation [= schwach] sind." 52

"Es gibt Leute genug, welche sprechen bälder, sehrer, wöhler, am bäldesten, sehrsten, wöhlsten, H. P. Gottsched eignet diese Formen den Niedersachsen sonderlich zu: sie sind aber auch bey uns Oberteutschen nicht ungewöhnlich. Doch will ich sie deßwegen nicht für gut hochteutsch ausgeben." ⁵³

Aus diesen Stellen geht hervor, daß Aichinger die mundartlichen Verhältnisse genau beobachtet hat, daß er aber auch die Trennung zwischen mundartlichem und hochdeutschem, schriftsprachlichem Gebrauch, den er theoretisch gefordert hatte, in der Praxis durchzuführen versucht.

Andererseits erklärt er die — oberdeutschen — einsilbigen Formen der 1. Sg. Präs. Indik. der starken Verben mit -e- in der Stammsilbe (ich stirb/brich vs sterbe/breche zu sterben/brechen) ausdrücklich für korrektes Hochdeutsch, wobei er selbst noch auf die mundartliche Grundlage seiner Regel hinweist:

"Die uerba aber, welche ein e in der Stammsyllbe haben, sollen, wie ich meine, und wie die Mundart der oberteutschen Provinzen erfodert, in der ersten Person so wohl, als in der zweyten und dritten, und wie im imperatiuo, das e in i verwandeln, und einsyllbig seyn, als: brechen, ich brich, sterben, ich stirb. Ausgenommen diese sieben, welche das e behalten müssen: ich gehe, genese, hebe, pflege, stehe, verhehle, werde. Dazu kann noch gerechnet werden: ich sehe, ob man gleich bey uns auch spricht: ich sieh." 54

Noch Karl Winkler hat 1936 in seiner Heimatsprachkunde des Altbayerisch-Oberpfälzischen in der Liste der häufigen Verstöße gegen die hochdeutsche Norm aufgrund mundartlicher Einflüsse entsprechende einsilbige Formen wie ich nimm/triff/wirf angeführt 55.

Spezifisch oberdeutsch ist die von Aichinger für das Hochdeutsche angesetzte Form -nuβ (für -nis) des Suffixes, die auch andere oberdeutsche Grammatiker des 18. Jahrhunderts — ebenso wie später noch Schmeller in seiner Mundartgrammatik Bayerns —, nicht aber Gottsched anführen ⁵⁶.

An wenigen Stellen benutzt Aichinger mundartliche Formen zu Bedeutungserklärungen und zur Festlegung der Orthographie, wie er es später in seinem Aufsatz "Einige deutsche Wörter" (vgl. § 6) zum Programm erhoben hat:

"Hoffart schreibt Herr Gottsched, weil er diesem Worte die Bedeutung der hoffenden Art zueignet: welches aber fast zu philosophisch ist. Andre meinen es heisse so viel, als die Art des Hofes: es ist ihnen aber die Aussprache zuwider. Ich stimme denen bey, die Hoffart und Hochfahrt für einerley halten: und ein Oberpfälzer merkt aus seiner Mundart, daß sich zu der Ausdrückung dieses Wortes, (Haoffert,) keine als die letzte Vermuthung schicke. Darum soll man auch schreiben Hoffahrt." ⁵⁷

"Nehren an Statt nühren ist eben nicht zu verwerffen. Die Bayrische Mundart ist für das erstere: denn da wird das e in i verwandelt, wie in kehren, wehren, u. d. g. Nahrung, nahrhafft, kommen davon her, und können ihrem Stammworte kein Gesetz geben." 58

- ⁵² Aichinger, Versuch, 338.
- ⁵³ Aichinger, Versuch, 353; vgl. Winkler, Heimatsprachkunde, 31 "bälder" für "möglichst bald".
 - ⁵⁴ Aichinger, Versuch, 303 f.
 - ⁵⁵ Winkler, Heimatsprachkunde, 31—38; vgl. auch Aichinger, Schwäb. Mag. 1775, 948.
- ⁵⁶ Vgl. noch Aichinger, Schwäb. Mag. 1776, 21 und die Zusammenstellung bei Poppe, Aichingers Versuch, 86 f.
 - ⁵⁷ Aichinger, Versuch, 48.
 - ⁵⁸ Aichinger, Versuch, 53.



Bezüglich des Gebrauchs von Mundart und Einheitssprache trifft Aichinger implizit eine Differenzierung: Die hochdeutsche Einheitssprache ist primär die Sprachform des gehobenen schriftlichen Ausdrucks, besonders der Wissenschaftler, die Mundart ist hingegen die gesprochene regionale Umgangssprache des täglichen Gebrauchs. Eine solche regionale, umgangssprachliche Verwendung beschreibt er dann wertungsfrei, wobei er das Recht jeder Region, ihre Mundart hierfür beizubehalten, unabhängig von den Vorschriften des Grammatikers für das geschriebene Hochdeutsche, explizit betont:

"Solcherley Redensarten kommen in Schrifften [= dem Hochdeutschen] selten vor: im gemeinen Umgange aber wird eine jede Nation [= Region] ihre Gewohnheit behalten, und die Grammaticos nicht drum fragen." ⁵⁹

Es findet sich auch ein ausdrücklicher Beleg für den Spielraum, den Aichinger den Mundarten im Bereich von Aussprache und Orthographie bei der Festlegung hochdeutscher Formen zu lassen bereit ist:

"Ich hätte gern gedoppelte Mitlauter, auch hinter einem andern Mitlauter, und man will sie mir nicht lassen. Ich begehre aber nichts unbilliges: denn die Aussprache, auf welche sich andre beziehen sollen, redet für mich. Man kann ja den einfachen Consonanten von dem zweyfachen deutlich genug unterscheiden in Schürffe, und Scherflein; dürffen und schlürfen. Ich bin aber geneigt, mich zu vergleichen. Ich will es niemand übel nehmen, der, etwann seiner Mundart nach, bey dieser Gelegenheit einfache Consonanten behält. Hergegen soll man es auch mir nicht verargen, daß ich nach meiner Mundart zweyfache gebrauche." 60

Die Auseinandersetzung mit der eigenen Mundart und mit ihrem Verhältnis zu einer Norm des Hochdeutschen, auf dem Hintergrund der von Gottsched formulierten Thesen, zieht sich so als ein Leitthema durch Aichingers *Versuch*, wenn auch sein Anspruch, eine Grammatik des Hochdeutschen zu geben, die Mundart eigentlich ausschließen würde: In der sprachwissenschaftlichen Diskussion (und Praxis) des 18. Jahrhunderts sind aber Mundart und Hochsprache noch so aufeinander bezogen, daß eine Beschäftigung mit der einen die Berücksichtigung der anderen unumgänglich werden läßt. Auch hier betont Aichinger die Notwendigkeit, oberdeutsche Mundarten einzubeziehen, und zeigt sich nicht bereit, mitteldeutschen, kultur- und sprachpolitischen Prioritätsansprüchen nachzugeben ⁸¹.

- 6. Aichingers nächste Veröffentlichung war ein Aufsatz mit dem Titel "Einige deutsche Wörter, nach ihrer Herkunft, Aussprache und Rechtschreibung aus den oberdeutschen Mundarten erläutert", der 1760 in den Schriften der Altdorfischen deutschen Gesellschaft, deren Mitglied er war, erschien. Schon aus dem Titel wird die programmatische Bedeutung regionalen Wortguts für den Inhalt deutlich.
- ⁵⁹ Aichinger, Versuch, 259. Vgl. auch C. F. Aichinger, Unvorgreiffliche Vorschläge, die teutsche Bibel nach der Uebersetzung des seel. D. Luthers betreffend, nebst einer Vorrede von den Verdiensten D. Luthers um die teutsche Sprache (1774) 5: "Es ist eine gewisse wesentliche teutsche Sprache, welche vielleicht an keinem Orte im gemeinen Leben so vollkommen gesprochen wird, daß nicht auch die beßte Mundart in einigen Stücken davon abwiche. Man pflegt sie also nur in öffentlichen Reden und in Schrifften auszudrücken."
- ⁶⁰ Aichinger, Versuch, 38. Dem stehen jedoch die Belege gegenüber, in denen er eine bestimmte Aussprache für das Hochdeutsche fordert, vgl. z. B. S. 24, § 30.
- 61 Vgl. demgegenüber später die Anschauungen von Weitenauer und Braun, vgl. Jellinek I, 268 f.

Aichinger geht es hier darum, gegen den mitteldeutschen Anspruch, speziell der Meißner und Sachsen und somit auch gegen Gottsched, ein Entscheidungsrecht — in seinen Worten: ein "uotum decisiuum" — der Oberdeutschen bei der Kodifizierung konkurrierender Formen für das Hochdeutsche zu begründen und an Beispielen zu belegen. So schreibt er als Einleitung:

"Es ist einmahl Zeit, daß wir Oberdeutsche aus einem andern Tone reden, als bisher. Denn je weniger wir aus uns selbst gemacht haben: desto weniger Achtung haben auch andre gegen uns bezeiget. Wir haben uns ein Mißtrauen gegen unsre Mundart merken lassen: darüber hat man uns gar ausgespottet. Wir haben bey den Berathschlagungen über die deutsche Sprache Sitz und Stimme gefodert: und man hat uns nichts gelten lassen, sondern für Leute angesehen, die bloß über sich richten lassen müssen. Es ist Zeit, sage ich, daß wir den Mund etwas weiter aufthun, und durch eine kühnere Anfoderung uns ein grösseres Ansehen zu erwerben sucheu [= suchen]. Wir wollen nicht einmahl mehr mit einem uoto deliberatiuo zufrieden seyn: wir wollen behaubten, daß uns das uotum decisiuum gebühre." 62

Die Zielrichtung gegen mitteldeutsche Prioritätsansprüche wird schon aus den nächsten Sätzen ganz deutlich:

"Einige Meißner [...] haben sich der richterlichen Gewalt bereits verziehen, vermuthlich darum, weil sie erkannt haben, daß diese uns Oesterreichern, Bayern, Franken, Schwaben und Schweizern zustehe. Bieten wir zu theuer: vielleicht lassen wir etwas nach. Wenn man in Leipzig von unserer Herzhaftigkeit höret, wird man zwar ausruffen: risum teneatis amici! aber die Güte unserer Sache, welche ich darzuthun hoffe, wird das Lachen leichtlich täuben." ⁶³

Diesen Anspruch begründet Aichinger mit einem aus drei Schritten bestehenden Argument:

(1)

"Die oberdeutsche Mundart ist vor Zeiten an Höfen, in Kanzleyen und von den Gelehrten gebrauchet, mithin für die eigentliche deutsche Sprache erkannt worden, verstehe für die hochdeutsche; denn mit dem Platt- oder Niederdeutschen haben wir dermahlen nichts zu thun." ⁶⁴

(2)

"Die Sachsen haben die Sprache verbessert; wird in Sachsen am allerwenigsten Widerspruch finden. Aber auch die Oesterreicher, Bayern, u. s. w. sind nicht sonderlich befugt, den Sachsen diese Ehre abzusprechen, nachdem heutiges Tages die besten und berühmtesten deutschen Schriftsteller unter ihnen sich mehr und mehr zu der verbesserten, d. i. sächsischen Art, die Wörter auszudrücken, angewöhnen." ⁶⁵

(3)

"Ob die Verbesserung eines Wortes wohl oder übel gerathen sey, muß aus der Gestalt, die das Wort vorher gehabt hat, beurtheilet werden. Die Sachsen reden und schreiben nach der bey ihnen angenommenen Verbesserung. Wir Oberdeutsche schreiben zwar meistens ihnen nach, sprechen aber noch nach der alten Weise. Jenen ist also der Zeug, aus welchem die jetzt herrschenden Mundart gemacht ist, nicht so wohl bekannt,

- 63 Aichinger, Wörter, 1 f.
- 64 Aichinger, Wörter, 2.
- 65 Aichinger, Wörter, 2.



⁶² C. F. Aichinger: "Einige deutsche Wörter, nach ihrer Herkunft, Aussprache und Rechtschreibung aus den oberdeutschen Mundarten erläutert", in: Einige Schriften der Altdorfischen deutschen Gesellschaft (1760) 1—18, S. 1.

als uns. Sollten wir nun nicht im Stande seyn, am beßten zu entscheiden, ob es die Verbesserer der Sprache überall recht getroffen haben?" 66

Aus diesen Formulierungen ergeben sich zunächst einige definitorische Differenzierungen:

Aichinger definiert die hochdeutsche Einheitssprache als Sprachform, die durch eine Verwendung in spezifischen Umgebungen, d. h. im offiziellen und gelehrten schriftlichen Gebrauch, bestimmt wird. Er bezeichnet sie als die "eigentliche deutsche Sprache"; der Terminus "hochdeutsche Sprache" bezeichnet für ihn den Gegensatz zu "niederdeutsche Sprache", ist also regional definiert.

Der Terminus "verbessert" bedeutet bei ihm "entsprechend der sächsischen Mundart', bezeichnet also eine Sprachnormierung auf der Grundlage einer bestimmten Mundart.

Die methodische Folgerung, die Aichinger aus diesen drei Sätzen zieht, ist nun die, daß sich im Oberdeutschen Unterschiede zwischen mundartlicher Aussprache und hochsprachlich-sächsischer Rechtschreibung feststellen lassen. Die mundartlichen Formen haben einen älteren Sprachzustand so gut bewahrt, daß sie, entsprechend Satz (3), zur Beurteilung von einheitssprachlichen Formen, insbesondere wenn konkurrierende Varianten vorliegen, und somit zur Normierung des Hochdeutschen herangezogen werden können.

In Zusammenhang der Begründung von Satz (2) behandelt Aichinger einen Vorwurf der Leipziger Zeitschrift "Beyträge zur critischen Historie der deutschen Sprache", daß sich seit der Zeit Luthers die oberdeutsche Sprachform "verschlimmert" habe; dies weist Aichinger mit einer kurzen kultursoziologischen Analyse einiger oberdeutscher Eigennamen, die auf die Konkurrenzsituation zwischen Mittel- und Süddeutschland abhebt, und einer allgemeinen Aussage, in der der Kulturoptimismus der Aufklärung sich niederschlägt, über die erwartbare qualitative Richtung sprachlicher Veränderungen zurück:

"Jedoch diese Verschlimmerung bestehet wohl nur darinnen, daß etliche vielleicht aus Haß gegen die sächsische Verbesserung sich befleissiget haben, die ihnen angebohrne harte Aussprache auch schriftlich auszudrücken, welches ich nur mit einem Paar eigner Namen, als: *Khuon, Khlöblsperg, Pernthaller,* bestättigen will. Daß aber in irgend einer Gegend heutiges Tages schlimmer gesprochen werden sollte, als vor zweyhundert Jahren, ist schwerlich zu glauben." ⁶⁷

Bevor er nun schließlich mit der Behandlung der Belege beginnt, faßt er seine Zielsetzung noch einmal programmatisch zusammen:

"Ich will einige solche Wörter hersetzen, deren Ableitung, Aussprache und Rechtschreibung am beßten aus den oberdeutschen Mundarten erkannt wird: wodurch unsre Befugniß, in Sachen der deutschen Sprache zu urtheilen, erwiesen werden soll. Darunter

⁶⁶ Aichinger, Wörter, 4.

⁶⁷ Aichinger, Wörter, 3. In diesem Kontext kommentiert er auch die ursprünglichen Gemeinsamkeiten der oberdeutschen und der sächsischen Sprachform: "In D. Luthers und andern Schriften derselben Zeit findet man viele Ausdrücke, welche der noch jetzt üblichen oberdeutschen Mundart völlig gemäß sind, zu dieser Zeit aber in Sachsen auch bey gemeinen Leuten schwerlich mehr gehöret werden. Dergleichen sind: eine Gruben, das Geschwürm für Geschwärm, Fündlin, Schleifflin, u. d. g. flecket, vierecket, für fleckicht, viereckicht; das abgekneipte e in diesen Wörtern: die Heubtstück, die Wort, das best, ich wolt; ferner: ich thet für that, kümpt für kömmt, vertheidingen, u. d. g. m." (S. 3).

werden einige vorkommen, welche nach meinem Erachten bey uns zum wenigsten analogischer geformet sind, als bey den Sachsen, um auch hierdurch unsern Dialekten ein grösseres Ansehen zu verschaffen." 68

Als Zusammenfassung der Ergebnisse formuliert Aichinger am Schluß seines Aufsatzes, daß die beobachtbaren regionalen Unterschiede zwischen den behandelten Wörtern verschiedene historische Entwicklungsphasen der deutschen Sprache widerspiegeln ⁶⁹. Die abschließende Bemerkung beweist zugleich seine Toleranz gegenüber den eingeführten Gebrauchsnormen und sein Bestreben, die oberdeutschen Mundarten gegenüber den sächsisch-meißnischen aufzuwerten. Sie soll bereits hier zitiert werden, da sie zur Klärung seiner theoretischen Position beiträgt:

"Es wäre nicht unmöglich, noch eine grössere Anzahl solcher Wörter und Anmerkungen zusammen zu bringen: allein es mögen diese genug seyn, zu beweisen, daß die oberdeutschen Mundarten nicht zu verachten seyen. Denn sie sind die Mutter, und die dermahlen in Schriften herrschende Art, die deutsche Sprache auszudrucken, ist die Tochter, welche sich nicht schämen darf, sich von jener bisweilen einreden zu lassen. Und wenn es gleich nicht zu gewarten ist, daß etliche Wörter, welche sich allzuvest gesetzet haben, wieder nach ihrem ersten Ursprunge hergestellet werden sollten: muß man doch erkennen, daß die Oberdeutschen bey ihrer Aussprache Grund haben. So ist es auch nicht nöthig, über ihre Abweichungen vom reinen Deutschen zu spotten, als redeten sie allein rauh und widerwärtig: so lang die Meißner in ihrer Mundart selbst Töne genug haben, welche sie im Schreiben zu verbergen für rathsam befinden [...] Uebrigens wäre es gut, wenn ein jeder, der noch jezund beginnet, irgend ein deutsches Wort zu verbessern, auf dessen Ursprung und auf die Analogie so viel Acht hätte, daß er nicht mehr daran verderbte. als besserte." 70

Als Initiator einer solchen Sprachveränderung betrachtet Aichinger hier das bewußt normsetzende Individuum; am Anfang seines Aufsatzes hatte er aber schon darauf hingewiesen, daß zur Durchsetzung einer solchen Sprachveränderung ihre Akzeptierung und weitere Verwendung durch alle Sprachträger notwendig ist:

"Hinwiederum scheinet es sehr wunderbar zu seyn, daß ganze Länder voll Leute nach und nach nicht nur ihre Art zu schreiben, sondern auch ihre Aussprache ändern und bessern sollen; weil hierinnen das meiste auf das gemeine Volk ankommt." ⁷¹

Im folgenden wird zunächst eine tabellarische Übersicht über die von Aichinger diskutierten Beispiele bzw. Beispielpaare gegeben, wobei an erster Stelle die obersächsisch-schriftsprachlichen, an zweiter die oberdeutsch-mundartlichen Formen angeführt sind; bei Einzelbeispielen handelt es sich jeweils um die obersächsisch-schriftsprachliche Form, die den Ausgangspunkt für Aichingers Diskussion darstellt:

- 1. Armuth: Armet
- 2. Augenbraunen: Augenbrame
- 3. baussen : bauschen
- 4. Branntewein: Brandwein
- 5. Brodem: Brudel
- 68 Aichinger, Wörter, 4 f.
- ⁶⁹ Vgl. hierzu seine in Anmerkung 67 zitierte Aussage, daß in früheren Perioden der deutschen Sprachgeschichte die Unterschiede zwischen den Mundarten geringer waren.
 - ⁷⁰ Aichinger, Wörter, 17 f.
 - ⁷¹ Aichinger, Wörter, 3.

- 6. Bühne
- 7. dehnen
- 8. Deissel : Deichsel
- 9. edel
- 10. Fledermaus
- 11. Gespenst
- 12. Gest. läst
- 13. grieseln: gruseln
- 14. haussen, hunten
- 15. Herberge: Heerberge
- 16. Himbeere: Hohlbeere, Honigbeere, Hünkbeere
- 17. Klette: Kleppe
- 17a. klettern: kleppern
- 18. Kralle: Kräul
- 19. Krammetsvogel, Kramsvogel: Krammetsvogel
- 20. Lacke (= Pfütze) : Lache (= Pfütze), daneben Lacke (= Salzbrühe)
- 21. lehnen, ablehnen: lanen, loanen
- 22. Mörsel, Mörser: Mörschner
- 23. Müller: Mühllner
- 24. Presche, Persich, Parsch, Bärsch: Bürste
- 25. Potz! : Kotz!
- 26. prasseln : prässeln, prazlen, brätseln27. Prunk
- 28. Qvehle: Handswelle, Zwehle
- 29. Schlund: Schlunk
- 30. schmollen: schmählen
- 31. Schuppen, Schoppe: Schupfe
- 32. Schuld
- 33. sind (1./3. Pl): seyn (1./3. Pl)
- zäkern
- 35. Adj.-Suffixe -en, -ern: -en

Versucht man, aus Aichingers Kommentaren zu diesen Beispielen allgemeine methodische Prinzipien für die Begründung seiner orthographischen Vorschläge herauszulösen, so ergeben sich hauptsächlich vier Verfahrensweisen für die Festlegung einheitssprachlicher Wortformen:

- (1) die Durchführung des Analogieprinzips auf der Grundlage einer Reihenbildung, dieses Verfahren wird insbesondere verwendet zum Nachweis der Zugehörigkeit einer Form zu einem bestimmten Wortbildungstyp;
- (2) der Nachweis der Zugehörigkeit zu einer Wortfamilie bzw. den Anschluß an eine Grundform ohne Reihenbildung:
- (3) die Durchführung einer semantisch durchsichtigen Orthographie aufgrund einer Erklärung der (ursprünglichen) Bedeutung:
- (4) der Nachweis von Lautentsprechungen zwischen den Mundarten.

Diese Verfahrensweisen können auch miteinander kombiniert erscheinen. Daneben gibt es noch einige Einzelerklärungen, die sich keinem dieser Verfahren zuordnen lassen, so z. B. in den Fällen, wo unterschiedliche mundartliche Bezeichnungen (für Himbeere, Barsch) nicht aus einer Form erklärt werden können.

Diese Reduktion auf die methodischen Prinzipien von Aichingers Argumentation unterschlägt jedoch einen ganz entscheidenden Aspekt seiner Darstellung, die sich nicht unabhängig vom Wortlaut nachweisen läßt: nämlich Aichingers

Sensibilität für sprachwissenschaftliche Fragestellungen, die sich an seiner Aufbereitung des sprachlichen Materials, an der Vielfalt der Belege und dem angemessenen und nachprüfbaren Diskussionsverlauf zeigt.

An einigen Textbeispielen sollen deshalb Aichingers Verfahrensweisen für die Festlegung einheitssprachlicher Wortformen exemplifiziert und kommentiert werden, um die bisher vorgenommene Abstraktion auf die allgemeinen methodischen Prinzipien durch eine Konfrontation mit seiner Praxis zu konkretisieren.

Zunächst ein Beispiel für die Durchführung des Analogieprinzips (Typ 1):

"Prasseln. Wir haben zwey Wörter, welche diesem gleich kommen, nemlich prässeln und prazeln. Das erstere zeiget sonderlich das Krachen des Feuers an; das andre aber das Geräusch dessen, das hauffenweise niederfällt, z.B. des Hagels, oder des Obstes, wenn es abgeschüttelt wird. Es ist aber alles einerley Wort. In schweizerischen Schriften findet man brätseln. Hieraus lernen wir, daß dieses Wort von braten herkomme, wie drechseln von drehen, winseln von weinen; und daß es seiner ersten Bedeutung nach von dem Schnappen eines Bratens zu nehmen wäre; daß also das p nicht hieher gehöre, sondern das b; und daß endlich bratseln für prazeln, oder auch brätseln, allenfalls besser sey, als brasseln und brässeln." 12

Ziel ist die Begründung einer der Analogie entsprechenden, etymologischsemantisch durchsichtigen Orthographie. Ausgangspunkt ist eine obersächsischschriftsprachliche Wortform (prasseln) und die Identifikation entsprechender oberdeutsch-mundartlicher Lexeme (prässeln, prazeln, brätseln). Für diese beschreibt er die Nuancen ihrer Bedeutungen und die damit begründeten Gebrauchsunterschiede. Eines dieser Lexeme wird dann als Ableitung bestimmt (brätseln < braten) und durch eine Reihenbildung einem bestimmten Wortbildungstyp, den Verbalableitungen auf -seln, u. U. mit Vokal- und Konsonantenwechsel, zugeordnet (drechseln < drehen, winseln < weinen). Aufgrund dieses Zusammenhangs mit der Basisform wird der anlautende Konsonant (als b-) festgelegt, nach dem Analogieprinzip wird als einheitssprachliche Form entsprechend dem Wortbildungstyp bratseln bzw. brätseln gefordert.

Ein Beispiel für den Anschluß eines Lexems an eine Grundform ohne Reihenbildung (Typ 2) ist:

"Schuld. Der Ursprung dieses so bekannten Wortes ist beynahe vergessen. Ich leite es von sollen her: weil der Pöbel in meinem Vatterlande zum theil noch immer schollen spricht, und bey den Alten schollen und schullen gefunden wird. Es hat also dieses Zeitwort vor Alters, wie jetzt noch bey den Kauffleuten, ohne Zweifel eben so viel bedeutet, als das lateinische debere. Da man nun dermahlen saget, sollen, so sollte man auch sagen, die Suld: aber es ist nicht mehr zu ändern." 73

Als Grundform des obersächsisch-schriftsprachlichen Worts wird eine gesprochene oberdeutsche Verbalform (schollen) identifiziert, die zudem einen älteren Lautstand bewahrt hat. Im Laufe der deutschen Sprachgeschichte haben sich Grundform und Ableitung lautlich auseinander entwickelt (sollen: Schuld), eine der Etymologie entsprechende Orthographie müßte den geneuerten Anlaut auch in der Ableitung konsequent durchführen (Suld). Hier — wie auch bei einer Reihe von anderen Beispielen — weist Aichinger jedoch darauf hin, daß die von ihm kommentierte schriftsprachliche Wortform in dieser Gestalt so lange durchgesetzt ist, daß eine Forderung zur Änderung ihrer Orthographie sinnlos sei; in diesem

⁷² Aichinger, Wörter, 14.

⁷³ Aichinger, Wörter, 16.

Fall ist dann eine Erklärung ihrer Herkunft und ihres Ableitungsweges, u. U. auch die Rechtfertigung der oberdeutsch-mundartlichen Aussprache sein Ziel.

Die Festlegung der Orthographie nimmt er im folgenden Beispiel mit Hilfe einer Erklärung der eigentlichen Wortbedeutung (Typ 3) vor:

"Augenbraunen. Wenn diese an allen Leuten braun wären, würde ich das Wort ohne Aufmerksamkeit vorüber lassen. Warum sollen aber auch die weissen, rothen und schwarzen dannoch Augbraunen heissen? [...] Die Oberdeutschen sprechen Augenbramen: und eben so stehet es in der schweizerischen Bibel. Daraus erkennet man, was damit gemeinet sey. Der Bram oder das Gebräm bedeutet Haare oder Pelzwerk, womit etwas eingefasset ist. Augenbramen, oder, wie es besser heissen würde, Augenbräme sind also Gebräme um die Augen." ⁷⁴

In dem oberdeutschen Wort (*Bram*) ist die Bedeutung bewahrt, die dem eigentlichen Bezeichneten (Haare um die Augen) adäquater entspricht als die des obersächsischen Worts.

Schließlich ein Beispiel für den Nachweis von Lautentsprechungen zwischen den Mundarten (Typ 4):

"Deissel. Diese nennet man bey uns Deichsel. Welches wird besser seyn? Es gibt viele Wörter, in welchen das chs veraltet, und ss durch die Verbesserung eingeführet ist, z. B. Geleichsener, Gleißner, Meichsen, Meissen. Hingegen fehlet es auch nicht an solchen, in welchen die Alten das ss gebraucht haben, wie es die Bauern in der Oberpfalz noch brauchen, wofür aber die, so der Verbesserung folgen, chs nehmen, als: Flaß, wassen für Flachs, wachsen. Dahin gehört der Name Wassenburg, jetzt Wachsenburg in Thüringen [...] Wohin nun die Deichsel zu rechnen sey, weiß ich nicht." 75

Hier stellt Aichinger aufgrund einer Reihenbildung zwei Lautentsprechungen zwischen den obersächsischen und den oberdeutschen Mundarten fest: oberdeutsch chs: obersächsisch ss neben oberdeutsch ss: obersächsisch chs. Aufgrund seiner Auffassungen über das historische Verhältnis der beiden Mundarten zueinander repräsentieren die oberdeutschen (bzw. oberpfälzischen) Formen jeweils auch einen sprachhistorisch älteren Zustand. Eine Entscheidung darüber, welches die ältere und damit einheitssprachlich durchzuführende Form sei, will Aichinger dennoch nicht treffen, da seiner Meinung nach die Lautentwicklung nicht eindeutig rekonstruierbar ist. In seiner Argumentation liegt aber wohl insofern ein Bruch, als das Paar obersächs. Deissel: oberdtsch. Deichsel überhaupt nur dem ersten Muster zugeordnet werden kann. Eine Anwendung des zweiten Musters wäre nur möglich, wenn die Lexeme in den Mundarten anders verteilt wären bzw. nur ein Lexem vorkäme, anhand dessen die Frage nach Erhaltung bzw. Veränderung der Lautgruppe nicht beantwortet werden könnte.

Aichinger beobachtet hier Lautentsprechungen zwischen zwei Mundarten innerhalb des hochdeutschen Sprachgebiets. Auf einer anderen Ebene liegt die folgende Feststellung von Lautentsprechungen zwischen mundartlichen Großräumen Deutschlands, dem Oberdeutschen und dem Niederdeutschen:

"Lacke, d. i. Pfütze, mag zwar von dem lateinischen lacuna herkommen: wir sprechen aber Lache dafür, und schreiben Lacke, wenn die Brühe von eingesalzenen Fischen gemeinet ist. Doch es ist in der That ein Wort. Die gesalzenen Fische kommen aus Niederdeutschland. Daselbst ist das ch mehrentheils in ck verwandelt. Mithin schickt es sich für uns Oberdeutsche besser, daß wir allezeit Lache schreiben." 78

- ⁷⁴ Aichinger, Wörter, 6.
- 75 Aichinger, Wörter, 7 f.
- ⁷⁶ Aichinger, Wörter, 12.

Ausgangspunkt sind hier die Lexeme *Lache* ("Pfütze") und *Lacke* ("Salzbrühe", die im Oberdeutschen unterschieden werden, und die Feststellung einer Lautentsprechung *ch*: *ck* zwischen den oberdeutschen und den niederdeutschen Mundarten. Aufgrund dieser Lautentsprechung stellt Aichinger die Identität dieser beiden Lexeme fest, wobei er für *Lacke* zugleich auf die niederdeutsche Herkunft des bezeichneten Sachverhalts hinweist, und fordert für die Einheitssprache die Orthographie *Lache*, die dem oberdeutschen Lautstand entspricht.

Eine Kombination von zwei methodischen Prinzipien, der Durchführung des Analogieprinzips (Typ 1) und der Erklärung der ursprünglichen Bedeutung (Typ 3), findet sich in dem folgenden Kommentar Aichingers, wobei er sich durch die einleitende Formulierung darüber im klaren zeigt, daß er hier zwei Verfahrensweisen zusammenzieht:

"Brodem. Dieses sächsische Wort hat theils keine gewöhnliche Form, theils weiset es nicht auf seinen Ursprung. Das oberdeutsche Brudel, (nicht Prudel, wie H. Prof. Gottsched schreibet in der zweyten Auflage seiner Sprachkunst, 175. S.) ist offenbarlich besser. Es kommet von brühen her, wie Nadel von nähen. Wer einmahl den Dampf gesehen hat, welcher entstehet, wenn die Bauersleute das Futter mit heissem Wasser anbrühen, und hernach ein glüendes Eisen hinein stecken: der verstehet diese Ableitung." 77

Die Reihenbildung zum Nachweis der Zugehörigkeit der oberdeutschen Form zu einem bestimmten Wortbildungstyp beschränkt sich hier auf die Angabe nur einer weiteren Entsprechung, das Analogieprinzip ist damit aber durchgehalten. Verbunden mit diesem formalen Nachweis eines möglichen Ableitungswegs ist seine inhaltliche Begründung durch die Erklärung der ursprünglichen Wortbedeutung.

Diese Vorstellung einiger Kommentare Aichingers in ihrem vollständigen Wortlaut sollte nicht nur einen Eindruck der von ihm befolgten methodischen Prinzipien, sondern zugleich der Fülle seiner Detailbeobachtungen und der Genauigkeit vermitteln, mit der er das sprachliche Material behandelt. Sein Bemühen um adäquate Erklärungen erweist sich z. B. auch daran, daß er verschiedene Methoden anwendet und sie gegebenenfalls auch kombiniert, wenn dies die sprachlichen Gegebenheiten erfordern.

Die Qualitäten, die den Sprachwissenschaftler Aichinger auszeichnen: Genauigkeit in der Beobachtung, Orientierung an der Sprachwirklichkeit, Berücksichtigung auch widersprechender Belege, Bemühung um eine klare und abgewogene Darstellung, finden sich alle auch in diesem Aufsatz wieder.

Wenn Aichingers Vorschläge letztendlich auch ohne Konsequenz für die Entwicklung der Rechtschreibung der hochdeutschen Einheitssprache geblieben sind, so beweist sein Aufsatz — ähnlich wie bereits sein Versuch — das erstarkende süddeutsche Selbstbewußtsein im 18. Jahrhundert als Reaktion auf die mitteldeutschen Prioritätsansprüche auf kulturellem, wie auch auf sprachlichem Gebiet.

Die Aktualität solcher süddeutscher Bemühungen zeigt sich auch darin, daß im gleichen Jahr bereits eine Rezension der Schriften der Altdorfischen deutschen Gesellschaft in dem Leipziger Periodikum "Das Neueste aus der Anmuthigen Gelehrsamkeit" erschien, in der Aichingers Aufsatz ausführlich, auch sachlicher und inhaltlicher angemessener als der Versuch besprochen wurde. Der Rezensent kommt den oberdeutschen Ansprüchen, wie sie Aichinger formuliert hatte, insoweit entgegen, als er zunächst feststellt, daß süddeutsche Forscher bereits als Autoritäten für sprachwissenschaftliche Fragestellungen anerkannt worden seien

161

Regensburg

Universitätsbibliothek

⁷⁷ Aichinger, Wörter, 6 f.

(z. B. Goldast, Schilter, Wachter), daß aber andererseits eine süddeutsche (ebensowenig wie eine mitteldeutsche) Herkunft allein noch keinesfalls zu begründeten Entscheidungen auf diesem Gebiet berechtige. Die Bedeutung der mitteldeutschen Mundarten für die Entwicklung und Formung des Hochdeutschen wird dann auf die Tatsache zurückgeführt, daß die meisten bedeutenden Schriftsteller der Zeit diesem Sprachgebiet entstammen. Zu Aichingers methodischen Grundsätzen sagt der Rezensent: "Die drey Sätze, so der Hr. Verfasser zum Grunde setzet, kann man mit den gehörigen Einschränkungen gar wohl zugeben" ⁷⁸.

Diesen allgemeinen Ausführungen folgen dann teils ablehnende, teils zustimmende sachliche Bemerkungen zu den von Aichinger gegebenen Worterklärungen.

7. Die nächsten zwei Werke Aichingers sind theologischen Inhalts. Sie tragen die Titel:

Das Christenthum über die Vernunft oder Betrachtungen vom Werth der Gefühle im Christenthum;

Versuch über die seuffzende Creatur.

Der erste Titel muß heute wohl als verschollen gelten. Der zweite beinhaltet eine ausführliche Exegese von Römer 8, 19—23, bei der Aichinger ein textinterpretatorisch-hermeneutisches Verfahren zur Klärung dieser Stelle anwendet, das in einer noch zu untersuchenden Tradition der theologischen Texterklärung steht. Sprachwissenschaftliche Erkenntnisse und Methoden, so zur Bestimmung der kontextbedingten Bedeutung von Wörtern, gehen in diese Vorgehensweise explizit ein, wenn Aichinger z. B. als eine Prämisse seiner Interpretation eine allgemeinste Verwendungsregel von Wortbedeutungen formuliert: "Wer vernehmlich reden will, der brauchet die Wörter im gemeinesten Verstande" ⁷⁹.

8. 1774 veröffentlichte Aichinger dann ein Werk, in dem er seine beiden Interessenschwerpunkte, die Theologie und die Sprachwissenschaft, unter einem praktischen Gesichtspunkt miteinander verbinden konnte:

Unvorgreiffliche Vorschläge, die teutsche Bibel nach der Uebersetzung des seel. D. Luthers betreffend, nebst einer Vorrede von den Verdiensten D. Luthers um die teutsche Sprache.

Die Konfrontation eines Textes einer älteren Sprachstufe mit dessen jeweils zeitgenössischer Wiedergabe ist spätestens seit den Humanisten ein gebräuchliches Mittel, einem Leser die historische Gewordenheit der deutschen Sprache und die Veränderungen innerhalb ihrer Geschichte zu veranschaulichen. Andererseits kann sie auch einem Wissenschaftler zunächst selbst die historische Dimension seiner Sprache, etwa beim Quellenstudium, bewußt machen und ihn so zu einer Beschäftigung mit sprachgeschichtlichen Fragen anregen. Darüber hinaus scheint sich in Deutschland im frühen 18. Jahrhundert die Emanzipation der Sprachgeschichte als einer eigenen Teildisziplin der Sprachwissenschaft vollzogen zu haben. Eine wissenschaftsinterne Motivation für eine Beschäftigung mit sprachgeschichtlichen

⁷⁸ Das Neueste aus der Anmuthigen Gelehrsamkeit, 9 (1760), 837—846, 838.

⁷⁰ C. F. Aichinger, Versuch über die seuffzende Creatur (1772) 5; vgl. auch S. 10 zur philologischen Diskussion einer griechischen Wortform, S. 27 f. zur semantischen Kompatibilität von Subjekt- und Prädikatausdruck (Aichingers "praedicatum" umfaßt hier als Kategorie der Rhetorik Prädikat und Objekte), S. 45 zur allgemeinen Bestimmung der Leistung der Sprache für die mentalen Fähigkeiten des Menschen.

Fragestellungen ist also zu Aichingers Zeit durchaus gegeben. Bei ihm kommt nun noch ein praktischer Aspekt hinzu: Die Notwendigkeit der Arbeit mit der Bibel in Luthers Übersetzung stellte ihn vor die Aufgabe, die sprachliche Distanz aufgrund der historischen Veränderungen durch eine mentale Umsetzung in die Sprache seiner Zeit aufzuheben, woran sich dann die allgemeine Frage, inwieweit eine Revision des Luther-Textes notwendig geworden wäre, zwanglos anschließen konnte. Schließlich ist für die schon im Titel genannte Vorrede eine weitere Anregung zu nennen: ein Aufsatz von Bodmer, in dem dieser die Rolle Luthers bei der Formung der deutschen Sprache diskutiert und dabei zu dem Schluß kommt, daß Luther sich zu wenig an älteren Vorbildern, an "der alten Muse der Minne und der Abentüre" 80, orientiert habe und deshalb

"die Veränderungen, welche der seel. Luther mit der teutschen Sprache vorgenommen, könnten nur deßwegen Verbesserungen heissen, weil sie das Glück hatten, dafür angesehen, und von dem größten Theile nachgeahmet zu werden" ⁸¹.

In einer sehr genauen Auseinandersetzung mit Bodmers Thesen, die er zunächst zitiert und dann mit vielen Beispielen zu widerlegen versucht, kommt Aichinger in der Vorrede, dem ersten Teil dieses Buches, zu dem allgemeinen Schluß, daß sich entgegen Bodmers Behauptung Luther nachweisbar "ein wahres Verdienst um die teutsche Sprache erworben habe" 82. In dem zweiten Teil bespricht er Notwendigkeiten und Möglichkeiten, Luthers Bibelübersetzung zu überarbeiten und dabei dem zeitgenössischen Sprachstand anzupassen.

Zur Begründung seines Vorgehens schreibt er hier:

"Aber deßwegen ist doch auch nicht zu leugnen, daß theils diese Version [= Luthers Ubersetzung] bereits gegen dritthalb hundert Jahre alt ist, in welcher Zeit sich die Sprache nicht wenig verändert hat, indem manche Wörter und Redensarten veraltet sind, andre die ehemalige Bedeutung nicht mehr haben, auch in der Bildung und Fügung der Wörter eine mehrere Genauigkeit eingeführet ist; theils die Dunkelheit in Ansehung der Grundsprachen zur selbigen Zeit noch viel zu groß gewesen ist, als daß der Uebersetzer allenthalben bis zum rechten Verstande hätte durchdringen können, weil es vor ihm wenig Gelehrte gegeben hat, die hierinnen einen sonderlichen Fleiß bewiesen hätten." 83

Er nennt also zwei Gründe, die eine Überarbeitung der Lutherschen Übersetzung notwendig machen:

- (1) die Veränderungen in der deutschen Sprache,
- (2) die genauere Kenntnis der Grundsprachen Hebräisch und Griechisch, die ein besseres Verständnis des Urtextes ermöglichen.

Seine Vorschläge für die Modernisierung des Lutherschen Textes, die aufgrund der sprachlichen Veränderungen notwendig werden, betreffen die Ebenen der Lexik (veraltete bzw. bedeutungsveränderte Wörter), der Morphologie ("Bildung" der Wörter) und der Syntax ("Fügung" der Wörter).

Aichinger weist abschließend darauf hin, daß auch seine Vorschläge wieder revidiert werden müßten, wenn sich die deutsche Sprache weiter verändere, da sie auf die "gegenwärtige Welt", d. h. den Sprachzustand des 18. Jahrhunderts, bezogen seien.

- 80 Aichinger, Vorschläge, 4.
- 81 Aichinger, Vorschläge, 3 f.
- 82 Aichinger, Vorschläge, 26.
- 83 Aichinger, Vorschläge, 28.



Regionale Sprachformen finden in diesem Werk kaum Berücksichtigung, da es Aichinger hier um die Herstellung eines allgemein verständlichen Textes der Bibel-Übersetzung geht.

An einer Stelle bespricht er allgemein im Zusammenhang der regional bedingten Schwankungen in der Orthographie älterer Quellentexte die Schwierigkeit, zeitgenössische mundartliche Aussprachen angemessen schriftlich wiederzugeben:

"wie es dann jezt noch schwer ist, die oberteutschen Mundarten also aufs Papier zu bringen, daß ein anderer, z. B. ein Sachs errathen kann, wie sie lauten." ⁸⁴

Er erwähnt auch eine spezifisch oberdeutsche Aussprachekonvention bezüglich eines auslautenden -e:

"Unsre nachlässige, und der Kürze beflissene Mundarten geben sich freylich mit dem e im plurali nicht viel ab. Wir sagen: Gäst, Plätz, wie wir auch im singul. und in uerbis sprechen: die Lehr, ich bring, u. s. w." 85

Bei der Auflistung von veralteten Wörtern in Luthers Bibelübersetzung gibt er nur bei einem Beleg, *endelich*, an, daß dieses Lexem im Oberpfälzischen mit einer Aussprachevariante noch gebräuchlich sei:

"Endelich [...] ist zwar in meinem Lande noch gebräuchlich, wird aber anderst ausgesprochen, so daß die Leute das endelich in der Bibel doch nicht kennen. Emsig und hurtig oder eilfertig verstünde man überall leichter." 86

In dieser Stelle klingt nun noch einmal an, daß Verständnisschwierigkeiten bei der Vermittlung des Bibel-Textes und der Wunsch, über eine allgemein verständliche Fassung zu verfügen, Aichinger zu dieser Auseinandersetzung mit der Sprachform der Lutherschen Bibel-Übersetzung, die er an allen Stellen mit großer philologischer und sprachwissenschaftlicher Genauigkeit vollzieht, bewogen hat.

9. In den Jahren 1775 und 1776 schließlich führte Aichinger eine intensive Diskussion grammatischer Detailfragen mit den schwäbischen Sprachforschern J. Nast und F. K. Fulda. Zuvor hatte Nast im "Schwäbischen Magazin von gelehrten Sachen" zwei Aufsätze über die "Einrichtung der Conjugationen und Declinationen in unsrer Sprache" und über die "Entstehung der menschlichen Laute" veröffentlicht, auf die Aichinger mit einer Anzahl von kritischen Bemerkungen brieflich antwortete. Diese wurden dann mit weiteren Anmerkungen von Nast und Fulda im "Schwäbischen Magazin" publiziert ⁸⁷.

Ähnlich wie Aichinger in seinem Aufsatz "Einige deutsche Wörter" (s. § 6) hatte Nast zu Beginn seiner Behandlung der Konjugationen und Deklinationen gefordert, daß die süddeutschen Gebiete bei der Normierung des Hochdeutschen stärker berücksichtigt würden ⁸⁸.

In der Weiterführung seines Gedankens tritt er dafür ein, daß sich ein eigenes, regionales Selbstbewußtsein der Süddeutschen entwickele, aufgrund dessen sie den mitteldeutschen Prioritätsansprüchen schärfer entgegentreten könnten ⁸⁹.

- ⁸⁴ Aichinger, Vorschläge, 6 f.
- ⁸⁵ Aichinger, Vorschläge, 10 f.; vgl. Aichinger: Wörter, S. 3.
- 86 Aichinger, Vorschläge, 89.
- 87 Vgl. Anmerkung 44 und 50 sowie J. Nast, Bemerkungen über die Entstehung der menschlichen Laute durch die Sprachwerkzeuge, in Beziehung auf das Alphabet der teutschen Schrift-Sprache, in: Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen auf das Jahr 1775, 443—450, 548—564.
 - 88 Vgl. Nast, Schwäb. Mag. 1775, 206.
 - 89 Vgl. Nast, Schwäb. Mag. 1775, 206 f.

In diesem Zusammenhang hebt Nast auch Aichingers Verdienste um die deutsche Sprache lobend hervor und kommentiert ausführlich die negative Besprechung seines *Versuchs* durch den Gottsched-Kreis, die seiner Meinung nach auch die weitere Rezeption verhindert, zumindest aber erschwert habe:

"Das aber kan nicht unberürt bleiben, daß die Gottschedische Sekte auch in den Reichsländern wo nicht Schaden gebracht, doch gewis Hindernisse eingestreut hat, daß das Gute, so dieser und jener, und besonders der gelehrte und würdige Herr Aichinger durch seine An. 1754. ans Licht gestellte Sprachlehre hätte fördern können, unglüklicher Weise zurük gehalten worden ist. Dann wenn gleich Gottsched das grose Uebergewicht der Aichingerischen Grammatik vor der seinigen aus Eigenliebe und Uebermuth nicht hat einsehen können, so ist doch diß von den meisten seiner Anhänger nicht zu glauben. Und doch haben diese keinen Scheu getragen, den verdienten Herrn Aichinger zu mißhandeln, und sein mit so vieler Einsicht, Gelehrsamkeit, auch anständiger Bescheidenheit gegen Gottsched geschriebenes Buch so zu verschreien, daß es wirklich auf gewise Weise unterdrükt worden, und bei nahe in Vergessenheit gekommen ist. Doch jene Zeiten sind vorbei, und Aichinger wird unter unsern Sprachlehrern im Reich mit Ehre genennet werden, wenn man Gottscheden längst wird vergessen haben." ⁹⁰

Jellinek hat darauf hingewiesen, daß in Nasts und Fuldas Schriften das Oberdeutsche und speziell die schwäbische Mundart fast eine Art Vorbildfunktion erlangt ⁹¹. Aichinger setzt sich in seinen Bemerkungen kritisch mit diesen Regionalismen auseinander und stellt Beispiele aus den ihm bekannten bairischen und fränkischen Mundarten vor. Entsprechend groß ist daher das in diesen "Anmerkungen" verarbeitete mundartliche Material.

Zunächst sollen hier diejenigen Aussagen Aichingers zusammengestellt werden, in denen er sich allgemein mit der Rolle der Mundarten für die Grammatikschreibung und die Normierung der Einheitssprache befaßt. Dabei wird deutlich, daß er die hochdeutsche Einheitssprache von allzu auffälligen Regionalismen freihalten will, seine Entscheidungskriterien sind Herkunft der Wörter und grammatische Analogie. Dabei kommt er in Opposition gegen den extremeren Regionalismus von Nast und Fulda, da er hier stärker den ausgleichenden, überregionalen Charakter der Einheitssprache betont:

"Aber es geht nicht an, die allgemeine teutsche Sprache nach eigenem Wahn und durch eine neue Erdichtung zu reformiren, in der Meinung, daß man dardurch die Sachsen demüthige." 92

"In welchen Sachen die Provinzen Teutschlands zu sehr getheilt sind, muß man jeder ihre Freiheit lassen, so lang nicht aus der Etymologie oder Analogie erwiesen werden kann, welche Art die beste sey. Und die meisten Ungleichheiten der Provinzen finden sich in der Declination und dem genere nominum. Eine einzele [!] Provinz aber kann die andere nicht commandiren: und ein Grammaticus darf den Teutschen mit einander nicht zumuthen, nach seinem Gutdünken etwas anzunehmen, das aller Gewohnheit zuwider ist." ⁹³

"Ein Sprachlehrer soll die Sprache betrachten, beschreiben und lassen, wie sie ist, und ihr nicht seine eigene Gedanken, wie sie sein sollte, aufdringen. Gleichwie es keine Verbesserung der Sprache sein würde, wenn wir darnach strebten, und es dahin brächten, daß alle Teutsche mit uns schwäbelten oder pfälzelten." ⁹⁴

- 90 Nast, Schwäb. Mag. 1775, 207.
- 91 Vgl. Jellinek I, 282 ff.
- 92 Aichinger, Schwäb. Mag. 1776, 28.
- 93 Aichinger, Schwäb. Mag. 1776, 89.
- ⁹⁴ Aichinger, Schwäb. Mag. 1776, 164.

Man wird aus diesen z. T. recht scharfen Formulierungen nicht auf eine sprachpolitische Umorientierung Aichingers nach Mitteldeutschland schließen dürfen; vielmehr geht es ihm darum, seine Auffassung von der überregionalen Gültigkeit der hochdeutschen Einheitssprache, die mit keiner Mundart identisch ist, zu vertreten und sie auch gegen globale oberdeutsche Prioritätsansprüche, die nicht durch Sachargumente gestützt sind, zu verteidigen.

Schließlich weist Aichinger auf die grundsätzlichen Schwierigkeiten hin, eindeutige und für alle verbindliche und einsichtige Entscheidungen bei der Normierung des Hochdeutschen treffen zu können:

"Hie wird, wie sonst meistens, ein jeder auf seiner Meinung bleiben. Einem jeden gibt seine Gewohnheit, Heimat und System Gründe an, die dem andern nicht einleuchten." ⁹⁵

Aichinger kommentiert auch kurz das Verhältnis der Mundart zur Hochsprache und beschreibt dabei soziologische Unterschiede beim Gebrauch von Mundarten:

"Ueberhaupt wo von den Idiotismis einer Provinz die Rede ist, denket man dabei nicht an Leute von Erziehung. Der Provincialismus ist bloß bei dem grossen Haufen des gemeinen Volkes zu suchen. Kultivirten Personen klebet freilich etwas davon an, zumal in ihren täglichen Reden: indessen unterscheiden sie sich immer von dem Pöbel, und das alles, worinnen sie sich unterscheiden, ist aus der allgemeinen reinen Sprache entlehnt." 96

Aus der Vielzahl der mundartlichen Belege, die Aichinger zur Stützung seiner Argumentation bietet, werden im folgenden nur einige Beispiele jeweils für die Teilbereiche Aussprache, Flexion und Lexik gegeben; Charakteristikum des gesamten Diskussionsverlaufs ist seine Materialbezogenheit, Genauigkeit und Liebe zum Detail.

Als ein Beispiel für die Behandlung mundartlicher Aussprachevarianten sei die folgende Stelle angeführt, in der Aichinger die unterschiedlichen Realisationen des Diphthongs ei in verschiedenen, ober- und mitteldeutschen Mundarten behandelt:

"In der Oberpfalz lautet hie das ei wie oi, in Baiern wie oa, in einem Theil von Franken mit der weitesten Oeffnung des Halses wie a, in Meissen wie ee." 97

Mundartliche Besonderheiten bei der Verbalflexion betreffen insbesondere Unterschiede in der Zugehörigkeit zu den Klassen der starken oder schwachen Verben, so schreibt Aichinger: "Fieng und hieng aber sagt der hiesige Pöbel gar nicht, sondern konjugirt diese Wörter ganz nach der ersten [= schwachen Konjugation]" ⁹⁸.

- 95 Aichinger, Schwäb. Mag. 1776, 785.
- 96 Aichinger, Schwäb. Mag. 1776, 631. Der Beschluß von Aichingers Anmerkungen, der in seinem "kurzen grammaticalischen Bekenntnuß" besteht (Schwäb. Mag. 1776, 856 f.), ist für unsere spezielle Fragestellung nach den regionalen Elementen bei Aichinger ohne größere Bedeutung; hier lehnt er eine Orientierung an älteren Sprachstufen bei der Normierung des Hochdeutschen, wie sie bei Nast und Fulda vorhanden ist als Konsequenz der etymologisierenden Ausrichtung ihrer Systeme, sowie einige orthographische Neuerungen ab und schließt mit einem Hinweis auf den Vorbildcharakter des Deutschen zum Ende der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.
- ⁹⁷ Aichinger, Schwäb. Mag. 1776, 703; vgl. auch Schwäb. Mag. 1775, 943; Schwäb. Mag. 1776, 29, 97, 98, 99, 853.
 - 98 Aichinger, Schwäb. Mag. 1776, 702. Vgl. Winkler: Heimatsprachkunde, 32; im Ver-

Universitätsbibliothek Regensburg

Die Formen der 1. Sg. Präs. Indik. vom Typ ich brich, die Aichinger im Versuch für das Hochdeutsche allgemein gefordert hatte, bezeichnet er hier als in Bayern und Franken gebräuchlich; daran knüpft er die allgemeine Feststellung: "Das kann nicht unrecht seyn" und leitet dann davon ab, daß somit der Ansatz einer besonderen Konjugation für diese Verben, wie ihn Nast vorgenommen hatte, nicht notwendig ist ⁹⁹.

Ähnlich wie bei der Verbalflexion finden sich auch Hinweise auf mundartliche Besonderheiten innerhalb der Nominalflexion: "Doch nach dem Dialekte meines Vaterlandes heist der Genitivus Sing. nicht einmal des Bauers, sondern des Bauern" 100. Schließlich weist Aichinger bei einigen Lexemen, die Nast als Beispiele angeführt hatte, darauf hin, daß diese ihm nicht bekannt seien, weil sie in seiner Mundart nicht vorkämen:

"Becket, pl. Becketer, ist uns ganz unbekannt. Ich rathe darauf, daß es so viel seyn werde, als die Bäcke, d. i. was man auf einmal backt. Wir haben hie herum das ähnliche Wort: Köchet, d. i. allerley Kochwaaren, als Linsen, Erbsen, Gersten, Hirsen, Gries u. d. g. Das soll ohnfehlbar von Rechtswegen das Köchicht heissen. Wenn aber Becket auch so viel wäre, als Bäckicht: so würde der plur. schwerlich auf er ausgehen." 101

Sicherlich geht es Aichinger auch in diesen Anmerkungen darum, einen Beitrag zur Normierung des Hochdeutschen zu leisten, dies wird z. B. schon daraus deutlich, daß er einen allzu großen Einfluß der Mundarten auf die Formen der Einheitssprache abzuwehren versucht. Andererseits kommt gerade in diesen Äußerungen sehr deutlich zum Ausdruck, wie stark er in seiner Mundart wurzelt und in welchem Ausmaß er sie genau beobachtet hat, denn die Mundart seiner Region ist, z. T. im Vergleich mit anderen ihm bekannten Mundarten, die Basis, von der aus er hier immer wieder argumentiert.

10. Damit ist die Übersicht über Aichingers Veröffentlichungen abgeschlossen. Deutlich wurden dabei seine sprachwissenschaftlichen und theologischen Interessenschwerpunkte, denen in seinem Leben die Tätigkeiten als Rektor der Lateinschule und als Stadtprediger bzw. als Inspektor der evangelischen Kirchen entsprechen. Weiterhin konnte gezeigt werden, daß in seinen Werken fast durchgängig eine starke Verbundenheit mit seiner heimatlichen Region zum Ausdruck kommt, darüber hinaus ein Bestreben, der oberdeutschen Sprachform in der zeit-

such, 329, erscheinen beide Verben hochsprachlich stark flektiert. Aichinger selbst bezeichnet im übrigen *fragen* als der ersten, schwachen Konjugation zugehörig (Schwäb. Mag. 1776, 704), vgl. dazu noch Winkler: Heimatsprachkunde, 32.

99 Aichinger, Schwäb. Mag. 1775, 948.

¹⁰⁰ Aichinger, Schwäb. Mag. 1776, 787; vgl. auch Schwäb. Mag. 1776, 21, 22, 26, 90.

101 Aichinger, Schwäb. Mag. 1776, 19. Auf diese Anmerkung Aichingers antwortet Nast u. a.: "An dem Wort Beket, das Hrn. Aichinger unbekannt ist, kann man sehen, wie zwei so nah an einander gränzende Provinzen Teutschlands einander unverständlich seyn können. In der Folge werden mehr dergleichen Exempel vorkommen. Eben so verstehe ich viele teutsche Wörter nicht, oder vielleicht falsch, die ich in Hn. Aichingers Grammatik fand. Wie nöthig wäre es, daß mehrere teutsche Provinzen in nähere Communication träten, und daß jede ein Idioticon herausgäbe, ohne welche vorläufige Arbeit wir vergeblich auf ein vollständiges Wörterbuch warten. Wenn Adelungs Werk einmal heraus ist, wie viel Zusäze wird es nicht aus Oberteutschland bedürfen." (Schwäb. Mag. 1776, 20). Zu weiteren Belegen für lexikalische Unterschiede zwischen den Mundarten vgl. noch Aichinger, Schwäb. Mag. 1776, 21, 22, 89.

genössischen sprachpolitischen Situation ein größeres Ansehen zu verschaffen, indem er sich eingehend und kritisch mit den mitteldeutschen Prioritätsansprüchen in diesem Bereich auseinandersetzt. So ist es auch nicht zufällig, daß — gerade in seinen ersten Schriften — Gottsched der zentrale Bezugspunkt ist, an dem sich Kritik und Gegenargumentation entzünden, denn dieser war der Repräsentant einer mitteldeutsch geprägten Aufklärung und verfocht in seinen Schriften die sprachlichen und kulturellen Ansprüche Mitteldeutschlands auf eine Führungsposition in Deutschland. Für die deutsche Frühaufklärung galt Gottsched lange als mehr oder minder unumstrittene Autorität in allen Bereichen der Geisteswissenschaften, was seinem eigenen Anspruch entsprach, der wiederum einen Niederschlag in seinen Veröffentlichungen zu sprach- und literaturwissenschaftlichen sowie zu philosophischen Themen fand. Die Zeit der Kritik an Gottsched, die im Bereich der Literaturtheorie die Schweizer Bodmer und Breitinger einleiteten, hat im Bereich der Sprachwissenschaft einen Anfang in Aichingers Auseinandersetzung mit Gottsched im Versuch. Dies wird deutlich an der Rezeption dieses Werkes: eine Stellungnahme für Aichinger bedeutet immer zugleich eine Ablehnung der Autoritätsansprüche Gottscheds. Daß der Versuch diese Rolle eines Katalysators übernehmen konnte, ist ein Beweis dafür, daß Aichinger mit seiner Vorstellung von der hochdeutschen Einheitssprache und der Notwendigkeit einer stärkeren Berücksichtigung aller, speziell aber der oberdeutschen Mundarten bei ihrer Normierung ein zentrales Problem der aktuellen Diskussion seiner Zeit angesprochen hatte.

Die Verbundenheit Aichingers mit seiner Region erweist sich nicht nur an der Entschiedenheit, mit der er für ihre sprachliche und somit auch kulturelle Anerkennung eintrat, sondern ebenso an seiner Verwurzelung in einer geistigen Tradition Süddeutschlands, die sich an den vielfachen Einflüssen besonders durch die Regensburger Sprachwissenschaft auf ihn nachweisen läßt.

Somit tritt uns in Aichinger ein Gelehrter entgegen, der aufgrund seiner Bemühungen um die Normierung und die grammatische Beschreibung des Deutschen einen sicheren Platz in der Geschichte der deutschen Grammatikographie, darüber hinaus auch in der Wissenschaftsgeschichte seiner Region, der Oberpfalz, wegen der intensiven Reflexion und Verarbeitung ihrer spezifischen Situation, verdient hat.

LITERATURVERZEICHNIS

- Adelung, Johann Christoph und Heinrich Wilhelm Rotermund: Fortsetzung und Ergänzungen zu Christian Gottlieb Jöchers allgemeinem Gelehrten-Lexico, 7 Bde, Leipzig, Delmenhorst, Bremen 1784—1897.
- Aichinger, Carl Friedrich: Bemühung der Oberen Pfalz, den Zorn des Herrn Prof. Gottscheds zu besänftigen, o. O. 1750.
- Aichinger, Carl Friedrich: Versuch einer teutschen Sprachlehre, Hildesheim, New York 1972 (= Nachdruck der Ausgabe 1754, mit einem Vorwort von M. Rössing-Hager, Documenta Linguistica, Reihe IV, hrsg. v. M. Rössing-Hager).
- Aichinger, Carl Friedrich: "Einige deutsche Wörter, nach ihrer Herkunft, Aussprache und Rechtschreibung aus den oberdeutschen Mundarten erläutert", in: Einige Schriften der Altdorfischen deutschen Gesellschaft, Altdorf, Nürnberg 1760, S. 1—18.

Aichinger, Carl Friedrich: Versuch über die seuffzende Creatur, Regensburg 1772.

Aichinger, Carl Friedrich: Unvorgreiffliche Vorschläge, die teutsche Bibel nach der

- Uebersetzung des seel. D. Luthers betreffend, nebst einer Vorrede von den Verdiensten D. Luthers um die teutsche Sprache, Regensburg 1774.
- Aichinger, Carl Friedrich: "Herrn Carl Fridrich Aichingers, Stadtpredigers zu Sulzbach in der obern Pfalz Anmerkungen zu den grammatikalischen Abhandlungen im schwäbischen Magazin, beantwortet von dem Verfasser gedachter Abhandlungen, und mit kurzen Noten begleitet von Herrn Fulda", in: Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen auf das Jahr 1775, S. 937—951; Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen auf das Jahr 1776, S. 18—37, S. 88—103, S. 160—171.
- Aichinger, Carl Friedrich: "Neue Anmerkungen zum zwölften Stück des schwäbischen Magazins, 1775", in: Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen auf das Jahr 1776, S. 627—635, S. 702—710, S. 780—792, S. 846—857.
- Arens, Hans: Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart, Freiburg, München 1969 (= 2. Aufl.).
- Beyträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, herausgegeben von einigen Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft in Leipzig, begründet von Johann Christoph Gottsched, 8 Bde, Leipzig 1732—1744.
- Bibliander, Theodor: De ratione communi omnium linguarum & literarū commentarius, Tiguri 1548.
- Bosl, Karl: Bayerische Geschichte, München 1980.
- Dachs, Karl: "Leben und Dichtung des Johann Ludwig Prasch (1637—1690)", in: Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg, 98 (1957), S. 5—220.
- Egenolff, August: Historie der Teutschen Sprache, Leipzig 1978 (= Nachdruck der Ausgaben 1720—1735).
- Gottsched, Johann Christoph: Vollständigere und neuerläuterte Deutsche Sprachkunst, Hildesheim, New York 1970 (= Nachdruck der 5. Aufl. 1762, Documenta Linguistica, Reihe IV, hrsg. v. M. Rössing-Hager).
- Hable, Guido: Geschichte Regensburgs. Eine Übersicht nach Sachgebieten, o.O. 1970 (= Studien und Quellen zur Geschichte Regensburgs 1).
- Hartl, Georg: Wissenschaftliches Leben in Regensburg und in der Oberpfalz während der Barockzeit von 1650 bis 1750, masch., Regensburg 1966.
- Heineccius, Johann Gottlieb: Fundamenta Stili Cultioris [mit Anmerkungen von Johann Matthias Gesner und Johann Nicolaus Niclas], Lipsiae 1761.
- Hemmer, Jakob: Deutsche Sprachlehre, Mannheim 1775.
- Hempel, Christian Friedrich: Erleichterte Hoch-Teutsche Sprach-Lehre, Frankfurt, Leipzig 1754.
- Heynatz, Johann Friedrich: Briefe, die Deutsche Sprache betreffend, 26. Brief, 1772; 33. Brief, 1774; 42. Brief, 1775.
- Jellinek, Max Hermann: Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung, 2 Bde, Heidelberg 1913/1914.
- Kleinstäuber, Christian Heinrich: "Ausführliche Geschichte der Studien-Anstalten in Regensburg 1538—1880", in: Verhandlungen des Historischen Vereines von Oberpfalz und Regensburg, 35 (1880), S. 1—152; 36 (1882), S. 1—142.
- Koberstein, August: Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 3. Bd., 1. Theil, Leipzig 1872 (= 5. Aufl.).
- Koch, Christian Friedrich: Deutsche Grammatik nebst den Tropen und Figuren und den Grundzügen der Metrik und Poetik, Jena 1862 (= 4. Aufl.).
- Metcalf, George J.: "The Indo-European Hypothesis in the Sixteenth and Seventeenth Centuries", in: Dell Hymes (Hrsg.): Studies in the History of Linguistics, Bloomington, London 1974, S. 233—257.



- Nast, Johann: "Erinnerung an die teutsche Sprachlehrer zur bessern Einrichtung der Conjugationen und Deklinationen in unsrer Sprache", in: Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen auf das Jahr 1775, S. 205—219, S. 310—323, S. 371—386.
- Nast, Johann: "Bemerkungen über die Entstehung der menschlichen Laute durch die Sprachwerkzeuge, in Beziehung auf das Alphabet der teutschen Schrift-Sprache", in: Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen auf das Jahr 1775, S. 443—450, S. 548—564.
- Nerius, Dieter: Untersuchungen zur Herausbildung einer nationalen Norm in der deutschen Literatursprache im 18. Jahrhundert, Halle 1967.
- Das Neueste aus der Anmuthigen Gelehrsamkeit, 4 (1754); 9 (1760).
- Parnassus Boicus, 6 Bde, 1722-1740.
- Poppe, Erich: "Gottsched und die Oberpfalz", in: Die Oberpfalz 67 (1979), S. 33—38.
- Poppe, Erich: C. F. Aichingers "Versuch einer teutschen Sprachlehre". Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Grammatikschreibung im 18. Jahrhundert, Hildesheim, Zürich, New York 1982 (= Documenta Linguistica Studienreihe I, hrsg. v. M. Rössing-Hager).
- Prasch, Johann Ludwig: Neue, Kurtz- und deutliche / Sprachkunst, Regenspurg 1687.
- Reinhardtstöttner, K.V.: "Des Regensburger Rektors Zippelius Bemühungen für die deutsche Sprache", in: Forschungen zur Geschichte Bayerns, 7 (1899), S. I—III.
- Rhenanus, Beatus: Rerum Germanicarum Libri Tres, Basel 1531.
- Robins, Robert Henry: A Short History of Linguistics, London, New York 1979 (= 2. Aufl.).
- Rüdiger, J. C. C.: Neuester Zuwachs der teutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde, 4. Stück, Leipzig 1785.
- Schmitt, Joseph: Oberpfälzer Kulturtafel, Kallmünz 1960.
- Schottelius, Justus Georg: Ausführliche Arbeit Von der Teutschen HaubtSprache, Tübingen 1967 (= Nachdruck der Ausgabe 1663).
- Spindler, Max (Hrsg.): Handbuch der bayerischen Geschichte, 2. Bd.: Das alte Bayern. Der Territorialstaat vom Ausgang des 12. Jahrhunderts bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. München 1966.
- Ursinus, Georg Heinrich: Grammatica Graeca ex aliis accurato ordine ac solicito quorumvis examine collecta, inq; sectiones & capita, & haec in quaestiones ac responsiones digesta, ad usu Gymnasii Ratisponensis Poetici, Norimbergae 1691, 2. Aufl. 1714
- Ursinus, Georg Heinrich: Institutionum plenissimarum, quibus linguae latinae & praecepta vernaculâ solidè traduntur, & caussae notis additis accuratè eruuntur, vel examinantur, in usum docentium simul & discentium, 2 Bde, Ratisponae 1701.
- Ursinus, Georg Heinrich: Institutio grammatica, quâ latinae linguae, praecepta solidè ac perspicuè traduntur, ex pleniore opere institutionum latinarum Georgii Henrici Ursini contracta, nonnihil mutata, usuique juventutis scholasticae, cumprimis Gymnasii Ratispon. Poetici accomodata, Ratisponae 1727.
- Wack, Johann Conrad: Kurtze Anzeigung / Wie nemlich die uralte Teutsche Sprache Meistentheils Ihren Ursprung aus dem Celtisch- oder Chaldaeischen habe / Und das Beyrische vom Syrischen herkomme, Regenspurg 1713.
- Weisweiler, Josef: "Die indogermanische Sprachwissenschaft. Eine geistesgeschichtliche Studie", in: Historisches Jahrbuch, 62.—69. Jg. (1949), S. 464—490.
- Wendeborn, J. A.: The Elements of German Grammar, London 1774.
- Winkler, Karl: Heimatsprachkunde des Altbayerisch-Oberpfälzischen, Kallmünz 1936.
- Zippel, Christoph: Periodologia, i. e. Doctrina de Periodorum Structura et Ornatu, Ratisponae 1714.